Nemo beim Zahnarzt

Moderne Fabeln

Impressum

Nemo beim Zahnarzt. Moderne Fabeln

Printed in Germany
By Amazon Distribution GmbH, Leipzig

ISBN-13: 978-1502876607
ISBN-10: 1502876604

Fotos: Jutta Heinz

INHALT

NEMO BEIM ZAHNARZT



Jetzt lebte Nemo schon seit einigen Tagen in dem geräumigen Aquarium des Zahnarztes. Er hatte sich schnell mit den anderen Bewohnern angefreundet, genoss die farbenfrohe Ausstattung mit Korallenriffen und Seeanemonen und hatte sogar das etwas eintönige Fischfutter schätzen gelernt. Besonders lustig waren jedoch die Besucher des Zahnarztes. Komischerweise mussten sie sich alle in diesen seltsamen Stuhl mit den vielen Geräten setzen (war es vielleicht eine Art gestrandetes U-Boot?), das Boot begann dann langsam zu sinken, und der Zahnarzt bohrte ihnen anschließend mit einem spitzen Gerät im Mund herum. Nemo war froh, dass die Glaswände des Aquariums das gruslige Geräusch abschirmten; es erinnerte ihn an eine bedrohliche, nicht ganz rund laufende Schiffschraube. Der Zahnarzt war aber eigentlich sehr freundlich. Abends, wenn der letzte Besucher mit schmerzverzerrtem Gesicht verschwunden war und mit ihm auch die netten weißgekleideten Damen, die ihn so gern fütterten, redete er mit den Fischen im Aquarium. Auch mit Nemo. Immer wieder fragte er ihn, ob er sich nicht nach dem großen weiten Meer

sehne, nach seiner Clownfisch-Familie oder nach etwas, das er „Freiheit und Abenteuer" nannte. Offensichtlich hatte er noch nicht von den Haien gehört, die so viele und so scharfe Zähne hatten, dass sie noch nicht einmal der fleißige Zahnarzt hätte wegbohren können. Und die Familiengemeinschaft in der Seeanemonensymbiose war auf die Dauer auch eher erdrückend gewesen. Nein, Nemo blieb lieber im Aquarium – Vollpension mit Meeresdeko, Zimmer mit Aussicht und dann und wann ein kleiner Flirt mit der blauschillernden Doktorfisch-Dame (irgendetwas fanden die Besucher komisch an dem Namen, was nur?), was wollte man mehr? Er fühlte sich wie ein Fisch im Wasser (wie auch sonst). Leider konnte er dem netten Zahnarzt nicht danken, der immer so sehnsüchtig aufs Meer schaute, wenn er nicht gerade in fremden Mündern bohrte. Menschen sind Seelen, nicht Münder, hätte er ihm dann gesagt; du musst etwas tiefer schauen. So aber schwamm er nur eine besonders schöne Pirouette und wackelte aufmunternd mit den Flossen.

***

Seit dem Kinoerfolg von *Findet Nemo!* haben es Eltern schwer, ihren Kindern Fischstäbchen schmackhaft zu machen. *„Fische sind Freunde, kein Futter!"* haben die Kleinen nämlich im Kino von den Vegetarier-Haien Bruce (der geläuterte ehemalige *„Weiße Hai"* aus dem gleichnamigen Film-Schocker), Hammer und Hart gelernt. Und sie haben gesehen, dass die guten Fische im Meer alle eine große Familie sind, dass sie sich gegenseitig helfen, wenn einmal ein kleiner Clownfisch unter die Räder gerät, und dass sogar eine sehr vergessliche alte Doktorfisch-Dame ein wichtiges Mitglied im großen multi-piscinalen Rettungsteam sein kann. Für die erfolgsverwöhnte Animations-Industrie waren es jedoch keine kleinen Fische, ausgerechnet ebensolche zu universal erfolgreichen Sympathieträgern zu machen: Denn knuddelig finden wir gewöhnlich eher diejenigen Spezies, die uns selbst ähnlich sind (also beispielsweise

Arme und/oder Beine statt Flossen haben), aus großen Kulleraugen nach vorn blicken (nicht seitlich weglinsen, wie die Fische) und von einem möglichst weichen Fell überzogen sind (und nicht von feuchtkalten Schuppen). Und auch die Simulation einer realistisch erscheinenden Unterwasserwelt war eine echte Herausforderung: Wasser ist im wahrsten Sinne des Wortes ein vielschichtiges und schillerndes Element – und zudem eines, mit dem die Menschen dann doch nicht mehr recht vertraut sind, seit sie es aus evolutionären Gründen eines schönen Tages verlassen haben (weshalb Fische nun für uns doch eher Fischstäbchen als Freunde sind).

Nun aber Nemo: der niedliche Clownfisch, eine Halbwaise mit einem hyperprotektiven Vater, der aufgrund einer Verkettung unglücklicher Umstände im Aquarium eines Zahnarztes mit einer fischemordenden Nichte im fernen Sydney gelandet ist. Und der Vater begibt sich heldenhaft auf eine Odyssee, um seinen verlorenen Sohn in den unendlichen Weiten der Weltmeere zu finden. Natürlich werden die beiden am Ende wiedervereinigt, dafür sorgt Hollywood verlässlich; nebenbei hat der Vater damit auch seine Therapie erledigt und kann seinen Sohn endlich unbesorgt frei-schwimmen lassen. Denn schließlich ist sein Sohn Nemo; und wenn ein Nomen jemals ein Omen war (und ergibt sich „Nemo“ nicht geradezu zwingend anagrammatisch aus „Nomen“ und „Omen“?), dann dieser! Nemo – das ist im Lateinischen „Niemand“; „Niemand“ sei sein Name, rief schon der listenreiche Odysseus dem tumben Riesen Polyphem zu, nachdem er ihm sein einziges Auge ausgestochen hatte, und der Riese klagte von nun an verzweifelt seiner verständnislosen Umwelt, „Niemand“ habe ihn geblendet. Nemo ist aber auch, wiederum anagrammatisch, ein Teil der A*nemo*ne; also derjenigen Pflanze, mit der der Clownfisch in einer friedlichen Symbiose lebt. Er ist nämlich ein schlechter Schwimmer und lockt mit seinen leuchtenden Farben die nicht-vegetarischen Haie geradezu, und die Anemone verbirgt

ihn vor Räubern. Der Clownfisch hingegen schützt die Anemone vor ihren Fressfeinden, die sich (warum auch immer) nur über unbewohnte Seeanemonen hermachen. Und Nemo ist, zum dritten, einer der Urahnen der Science-Fiction-Literatur, nämlich der Held in Jules Vernes' *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*: ein tragischer (menschlicher) Held, der nach dem Verlust seiner gesamten Familie dem oberirdischen Leben den Rücken gekehrt hat. Nun befährt er, als abgetauchter fliegender Holländer sozusagen, mit seinem U-Boot den Meeresgrund und versorgt sich und seine Mannschaft aus den Schätzen des Meeres. All das steckt in dem kleinen Nemo: Er ist Odysseus; er ist ein symbiotischer Teil einer Anemone, und er ist sozusagen personifiziertes Weltliteraturerbe – weiter kann man von Fischstäbchen gar nicht entfernt sein!

Vor Nemo hatte immerhin schon ein weiterer Fisch Filmkarriere gemacht: Flipper, der *„Freund aller Kinder, großer nicht minder"*, wie die deutsche Titelversion lyrisch wenig überzeugend, aber umso einprägsamer dahinträllerte. Im englischen Original ist der forsche Delphin wenigstens noch *„king of the sea"*, dazu *„faster than lightning"*, *„smarter"* als alle anderen und trotzdem *„kind and gentle"*. Er erweist sich damit als ein würdiger Nachfahre der antiken Delphine, die der griechische Mythos verewigt hat. So sollen Delphine den Sänger Arion, der nach einem Sieg bei einem antiken Song Contest von neidischen Schiffsleuten über Bord geworfen wurde, wohlbehalten auf ihrem Rücken samt Klampfe ans Ufer getragen haben – wofür sie, für alle Ewigkeit, ins Sternbild des Delphins versetzt wurden und nun Sphärenklängen lauschen dürfen.

Delphine waren also schon immer die Sympathieträger in der Fischwelt: Säugetiere – und uns damit eng verwandt; kluge Tiere mit einem außergewöhnlich großen Gehirn – deshalb lernfähig und gut geeignet für Filmaufnahmen; schnelle Schwimmer und sehr verspielt – deshalb die erste Wahl für spektakuläre Showvorfüh-

rungen. Sogar sprechen können sie miteinander, nämlich durch ein elaboriertes Kommunikationssystem von Klicklauten; und angeblich können sie sich sogar gegenseitig an der besonderen Art der Klicklaute persönlich identifizieren (was keinen Flipper-Freund besonders überrascht, der dessen aufgeregtes und modulationsreiches Schnattern noch im Ohr hat). Rainer Maria Rilke hat diese „edlen" Seiten des Delphins wohl am anrührendsten in ein Gedicht gefasst, das einfach „*Delphine*" heißt:

„Jene Wirklichen, die ihrem Gleichen
überall zu wachsen und zu wohnen
gaben, fühlten an verwandten Zeichen
Gleiche in den aufgelösten Reichen,
die der Gott, mit triefenden Tritonen,
überströmt bisweilen übersteigt;
denn da hatte sich das Tier gezeigt:
anders als die stumme, stumpfgemute
Zucht der Fische, Blut von ihrem Blute
und von fern dem Menschlichen geneigt.

Eine Schar kam, die sich überschlug,
froh, als fühlte sie die Fluten glänzend:
Warme, Zugetane, deren Zug
wie mit Zuversicht die Fahrt bekränzend,
leichtgebunden um den runden Bug
wie um einer Vase Rumpf und Rundung,
selig, sorglos, sicher vor Verwundung,
aufgerichtet, hingerissen, rauschend.
und im Tauchen mit den Wellen tauschend
die Trireme heiter weitertrug."

Natürlich bleibt im Mythos und bei Rilke einiges ausgespart; zum Beispiel die ziemlich brutalen Jagdgewohnheiten, die der Delphin, im Gegensatz zu dem bekehrten Hai Bruce, als überzeugter Fischfresser entwickelt hat. Für die dunkle Seite der Fischwelt steht jedoch in der

Weltliteratur ein- für allemal Moby Dick, der weiße Wal. Inzwischen muss er seinen Namen zwar so ziemlich jeder bunten Nussschale auf dem Wasser leihen, damit auch Tret- oder Gummiboote einmal Wal sein können; eigentlich war er jedoch bei seinem Erfinder Herman Melville der Inbegriff der großen, furchteinflößenden, gewaltsamen und unbezähmbaren Natur. Der Wal ist ein enger, nur etwas groß geratener Verwandter von Flipper (beide gehören zur Spezies der Zahnwale); aber dass Kapitän Ahab einen derart monumentalen Verfolgungswahn auf ihn entwickelt, ist vielleicht auch nicht allein dem Wal zuzuschreiben, der eben noch nichts davon gehört hatte, dass Menschen Freunde, kein Futter sind.

Moby Dick verkörpert damit ebenso wie Flipper, der Freund aller Kinder, gleichzeitig ein uraltes naturrechtliches Prinzip, das sich seit jeher am besten von den Fischen ableiten ließ; Baruch de Spinoza formulierte es sachlich und erbarmungslos: „*Unter Recht und Einrichtung der Natur verstehe ich nur die Regeln der Natur jedes Einzelnen, vermöge deren Jedes natürlich bestimmt ist, in bestimmter Weise da zu sein und zu wirken. So sind z.B. die Fische von Natur bestimmt, zu schwimmen, und dass die grossen Fische die kleinen verzehren. Deshalb bemächtigen sich die Fische mit dem höchsten natürlichen Recht des Wassers, und deshalb verzehren die grossen die kleinen*“. Kleine Fische sind also, rein naturrechtlich gesehen, definitiv Futter; und ihre einzige Chance besteht darin, dass der Fischer als Feind aller Fische manchmal doch lieber auf den großen Fisch wartet und die kleinen derweil wieder ins Wasser wirft (wo sie dann von dem nächsten vorbeischwimmenden großen Fisch gefressen werden, aber das ist nun mal ihr Schicksal als kleiner Fisch – Nemo natürlich ausgenommen!)

Andererseits aber sind eben diese fischfressenden Fische für den Menschen seit jeher das Idealbild einer vollständig harmonischen und mit sich selbst im Reinen befindlichen Existenz schlechthin gewesen: „*Denn wie*

dem Fische nur im Wasser, dem Vogel nur in der Luft, dem Maulwurf nur unter der Erde wohl ist, so jedem Menschen nur in der ihm angemessenen Atmosphäre", stellte schon Arthur Schopenhauer fest. Dass es gerade der sprichwörtlich sich wohlfühlende Fisch im Wasser ist, dem wir alle nachstreben (und nicht so sehr dem Maulwurf unter der Erde, bei aller ebenfalls bewundernswerten Anpassungsleistung an sein Habitat), liegt wahrscheinlich dann doch im Element des Wasser begründet: der Schwerelosigkeit einer schwimmenden Existenz, dem gleichmäßigen Fließen der Wellen, der unendlichen Weite des Meeres – all dieses muss einem schwerfällig daher stapfenden Landtier wie dem Menschen als Paradies erscheinen (allerdings um den Preis von Kiemenatmung und Flossen statt Daumen, was man sich selten klarmacht).

Lebt der Fisch also glücklich wie ein Fisch im Wasser, ist er der Freund aller Kinder, der Lebensretter aller Grand-Prix-Gewinner und unser aller Nemo-Odysseus? Oder ist er der Kannibale im Meerreich schlechthin, frisst seine kleineren Mit-Fische, wo er sie finden kann, und reißt – naja, vielleicht nicht ganz an ihrem Schicksal unschuldigen Walfängern gern Beine ab? Vielleicht sind sie ja weder Fisch noch Fleisch, die Fische, um das dritte und letzte sprichwörtliche Fisch-Stereotyp zu bemühen; also etwas, was man vielleicht am Freitag essen kann, auch wenn man katholisch ist, aber sicherheitshalber dann doch nicht, wenn man Vegetarier ist, und schon gar nicht, wenn es nicht ökologisch korrekt als „*dolphin-free*" etikettiert ist – womit aber schließlich, wie so häufig, mehr über den Wankelmut und Opportunismus des Menschen als über dasjenige Tier gesagt ist, an dem er sich selbst erkennt (oder auch nicht). Jedem kleinen Fisch aber sollte man besser zurufen: „Versteckt Nemo!" – denn am Ende kommt irgendwann doch der große böse weiße Hai und frisst sie alle (sofern sie nicht vorher schon Fischstäbchen geworden sind).

Quellen:

Finding Nemo, 2003, Pixar Animation Studios;

Jules Vernes*: Vingt mille lieues sous les mer* (1869-70) (dt.: *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*)

Rainer Maria Rilke*: Der neuen Gedichte anderer Teil* (1908)

Herman Melville: *Moby Dick* (1851)

Baruch de Spinoza: *Tractatus theologico-politicus* (1670) (dt.: *Theologisch-politische Abhandlung*)

Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)

DAS MODEL UND DER FROSCH



Es war einmal ein wunderschönes Supermodel, der hatte ein Frosch ihr Smartphone aus dem Klo gefischt. Bevor er in die Schüssel tauchte, hatte sie ihm zum Dank versprochen, er dürfe in ihrem Bettchen schlafen, auf ihrer Facebook-Seite posten und von ihrem Diät-Salat naschen. Als der Frosch nun kam, plitschplatsch!, um die Erfüllung ihrer Versprechen zu fordern und in ihrem Bettchen zu schlafen, auf ihrer Facebook-Seite zu posten und von ihrem Diät-Salat zu naschen, da schämte sie sich vor den anderen Supermodels, packte ihn mit ihren langen, spitz modellierten und tief dunkelrot lackierten Fingernägeln und schmiss ihn mit den Worten „Du garstiger Frosch!“ an die Wand. Der Frosch machte plitschplatsch!, fiel herunter auf den Boden – und blieb ein Frosch. Aber er sprach zu ihr: „Garstiges Model! Sei ein Frosch! Im Sumpf lebt es sich viel besser als auf dem Catwalk! Wir können jeden Tag so viel leckere Mücken essen, wie wir wollen, und seit unserem Urahn Kermit haben wir auch die tollsten Aufstiegsmöglichkeiten in der Unterhaltungsbranche!“ Da überlegte das Supermodel nicht lange, sondern schmiss sich selbst samt seinem Smartphone mit aller Gewalt gegen die Wand. Es machte „klingklong!“, das Model fiel um und wurde eine wunderschöne Froschdame mit sehr langen Froschschenkeln und

einer durchdringenden, aber lieblichen Quak-Stimme. Da vergaß sie alle ihre Smartphones und Diätsalate und hüpfte fröhlich mit ihrem Frosch zum Teich. Sie bekamen tausende Froschkinder, einen Oscar nach dem anderen und schließlich einen Stern in Hollywood auf dem walk of fame; und wenn sie nicht gestorben sind, quaken sie zweistimmig noch heute.

* * *

Das Leben aus der Froschperspektive ist kein Rosenbett, und schon gar kein Mückenparadies. Frösche haben es lange Zeit nicht leicht gehabt mit den Menschen, die bekanntlich alles essen, was man nur irgendwie in den Mund bekommt, vor allem jegliche Tiere. Schon früh galten ihre Schenkel als besondere zarte Delikatesse; man entwickelte sogar eine eigene Armbrust, den „Frosch-Schnepper", um die nichtsahnenden Amphibien abzuschießen und anschließend zu zerhacken, zu panieren und auszubacken. In Asien genießt man seit jeher auch gern ganze Frösche, füllt sie mit wohlriechenden Kräutern und Gewürzen, hängt sie in die Sonne und röstet sie anschließend schön knusprig. Wer dem Geröstetwerden entgehen wollte, konnte allenfalls auf eine Karriere als Wetterfrosch hoffen: Aber eingesperrt in ein stickiges Einmachglas (roch es gar noch nach Gurken und Zwiebeln?) auf einer albernen Leiter hinauf- und hinunterzuklettern, damit ein selbsternannter Wetterprophet, der sich neckisch „Wetterfrosch" nannte, begeistert ausrufen konnte: „Er steigt! Morgen ist Grillwetter, packt die Froschschenkel aus!" – das war auf die Dauer auch kein froschwürdiges Leben. Zudem wurde man bei jeder Gelegenheit beleidigt: „Aufgeblasener Frosch!" – als könne man etwas dafür, dass man, um ordentlich zu quaken, sehr tief Luft holen muss und die Backen weit aufpusten, damit ein wirklich volltönendes Gequake entsteht! (Und sehen wohlbeleibte, manchmal auch wohlpomadierte und damit etwas froschartig glit-

schige Startenöre etwa besser aus, wenn sie zum Hohen C ansetzen?)

Das alles hatte ein Ende, als Kermit kam. Kermit, ein Frosch zum Kuscheln und Liebhaben: grün, grüner, am grünsten; langbeinig, natürlich; mit zwei zu Tränen rührenden Pingpong-Augen, einer breiten roten Schnauze, mit der er die lieblichsten Liedchen trällern konnte, und einem hellgrünen Sternenkragen. Kermit war der Conférencier der *Muppet-Show* und gleichzeitig ihr Lebensnerv; er allein konnte wildgewordene Schweine beruhigen, melancholische Bären aufpäppeln, flügellahme Geier wieder zum Fliegen bringen. Kermit brachte Ordnung in das Chaos, ohne sich jemals aufzublasen; mit ihm fühlte sich jeder menschliche Stargast auf Anhieb daheim und angekommen und aufgenommen in dieser leicht irrwitzigen Puppenwelt, kuschelte den Frosch, sang herzrührende Duette mit ihm und aß fortan niemals mehr Froschschenkel. Seit 58 Jahren ist Kermit nun im s*howbiz*, und man sieht nicht eine einzige Falte (während seine leidenschaftliche Verehrerin Miss Piggy von Anfang an etwas geliftet wirkte mit ihrer stramm zurückgekämmten Mähne). Er hat inzwischen einen Ehrendoktor in Amphibien-Studien vom Southhampton College, New York, ist der Star mehrerer Filme und hat sogar Bücher verfasst: *Before you leap: A Frog's Eye View of Life's Greatest Lessons* lehrte so tiefgründige philosophische Lektionen wie *„The Wealth of Amphibians“*, *„When Bad Things happen to Good Frogs“*, *„Finding your Inner Tadpole“* oder *„Take a Flying Leap!“* (da wäre sogar Kierkegaard, der Erfinder des *leap of faith* in der Philosophie, beeindruckt gewesen!).

Das alles war Kermit sicherlich nicht in den Laich gelegt worden, als er mit zwölf Jahren den Sumpf verließ und mit ihm seine 3.265 (wie wir Kermit kennen: mit Gewissheit alle innig geliebten) Schwester und Brüder. Und wie ein anderes großes Vorbild der Menschenfreundlichkeit hat er auf seinem Weg zunächst seine tierischen Apostel eingesammelt – bevor er in Holly-

wood zum Glück nicht Pontius Pilatus, sondern den Puppenspieler Jim Henson traf. Vor den Aufstieg zum Conférencier einer eigenen Show haben die Produzenten-Götter jedoch das Vorabend-Programm gestellt; zur *Muppet-Show* ging der Weg über die *Sesamstraße*, deren etwas infantilem Humor Kermit doch bald entwuchs. Über seinen Künstlernamen kursieren verschiedene Geschichten. Er soll angeblich schottischen Ursprungs sein und auf einen gleichnamigen Schulfreund von Jim Henson zurückgehen. Das Geheimnis seines Erfolges liegt jedoch wohl tiefer: in der kontrastreichen Kombination von einem harten „Ker" – das an das *„krexkrex, kroaxkroax"* erinnert, das die Frösche seit Homer durch die Literaturgeschichte quaken – und dem weichen „mit", das Kermits sanftem Augenaufschlag zu assoziieren scheint. Kermit – wie anders könnte ein Frosch heißen, der seine amphibische Familie endgültig aus dem Wetterglas befreite und sie auf die Bildschirme der Welt brachte, hektisch mit den Armen rudernd und *„Applaus! Applaus! Applaaaaaus!"* schreiend, bis noch der letzte griesgrämige Rentner in der Loge begeistert das Hörrohr schwenkte?

Tatsächlich aber haben Frösche auch schon vor Kermit eine lange Karriere in der Unterhaltungsliteratur vorzuweisen. Der Mythos will es, dass Homer höchstpersönlich die erste Satire auf sein eigenes Erfolgsgenre, das hohe homerische Heldenepos, geschrieben haben soll, und zwar während seiner Zeit als Schulmeister auf Chios. Der *Froschmäusekrieg* (griech. *batrachomyomachia*) war sozusagen das antike Vorabendprogramm: Dreihundert Hexameter voller Intrigen und Action, heldenhafter Kämpfe und göttlicher Interventionen, *„wie Frosch und Maus im Kriege stund / Den Riesen gleich, den erdentsprossenen; / Den mächtigen, hochaufgeschossenen"*. Die Fehde nimmt ihren Ausgang von der Begegnung des ehrwürdigen Mäuseprinzen Brosamler mit dem nicht minder würdigen Froschkönig Pausback am Teich. Beide pusten sich ein bisschen auf und prahlen mit ihren

besonders würdigen Vorfahren und Talenten, wobei der Frosch besonders auf seinem Amphibientum – ein Bürger zweier Welter, sozusagen – herumhackt:

„Denn von dem hohen Weltverwalter
Bin ich gebaut als Zwiegestalter;
Auf grünem Lande kann ich hüpfen.
Und wol versteckt ins Wasser schlüpfen“.

Seine Einladung an den Mäuseprinzen zu einer Lustfahrt auf dem königlichen Teich endet jedoch, verschuldet durch eine Wasserschlange, für diesen tödlich; worauf sich die beiden Völker erbitterte Rache schwören und schwergerüstet mit Bohnenpanzern, Nussschalen, Malven- und Mangoldblättern aufeinander losgehen. Der Konflikt eskaliert, denn auch Jupiter hat das kriegerische Treiben beobachtet und fordert nun seine Göttervollversammlung zur Parteinahme auf:

„Ihr Götter! Müßt euch jetzt erklären,
Maus oder Frosch den Sieg gewähren“.

Seine Tochter Athene jedoch kann weder die Mäuse leiden, die ihr regelmäßig die Tempelgaben zernagen, noch die Frösche:

„Sie aber quackten ungestört
In ihrem Teiche immer zu,
So daß ich bei dem wilden Lärmen
mit Kopfschmerz‘ mußt die Nacht durchschwärmen“.

Man entscheidet sich also (wie die UNO in den meisten Fällen), erst einmal abzuwarten:

„Betrachten wir, wie sich gar putzig
So Frosch wie Maus den Garaus macht“.

Interessanterweise obsiegen jedoch die Mäuse, deren Helden mindestens ebenso heldenhaft wie Achilles oder Bruce Willis gezeichnet werden; der völlige Untergang der Frösche kann nur durch eine kurzfristige Intervention einer Blauhelmtruppe in Gestalt mächtiger Krebse abgewendet werden.

Zwar hat der *Froschmäusekrieg* zweifellos das Zeug zur computeranimierten Verfilmung in 3D ebenso wie zu dem ein oder anderen tierischen Ego-Shooter (*Total War Frog I-VI)*. Es ist jedoch schwierig, sich einen Pazifisten wie Kermit als Warlord vorzustellen, der das Mikrophon laut quakend gegen ebenso laut quiekende Mäusescharen schwingt; zumal er sich wohl als Froschkönig angesichts der Wasserschlange lieber selbst ertränkt hätte, statt einen mausigen Stargast abzuwerfen. Vielleicht ähnelt er doch eher dem Frosch in der Fabel? Denn seit Äsop ist der Frosch natürlich ein gern gesehener Stargast in den lehrhaften kleinen Geschichten, die dem Menschen – weitgehend vergeblich, wie die Erfahrung lehrt – im Spiegel seiner tierischen Verwandten seine eigenen Unarten vor Augen führen sollen. In der Fabel tritt der Frosch meist großmäulig auf; so heißt es beispielsweise in Äsops *Der Löwe und der Frosch*: *„Als der Löwe den Frosch laut quaken hörte, achtete er auf diese Stimme; denn er meinte, das müsse ein großes Tier sein. Doch als er eine Zeitlang gewartet hatte, mußte er feststellen, daß bloß ein Frosch aus dem Wasser herauskam. Da lief er hinzu, zertrat den Frosch und sagte: ‚Keinen mehr soll deine Stimme schrecken, ehe er dich gesehen!' Diese Fabel zielt auf einen Prahlhans, der nichts weiter als nur reden kann*“. Vor unserem geistigen Auge erscheint aber wohl eher Miss Piggy als der zartbesaitete Kermit, trotz *„Applaus! Applaus! Applaaaauuus!“*, die es durchaus mit dem einen oder anderen Löwen aufnehmen kann und diesem sicherlich schlagend bewiesen hätte, was sie von seiner Moral hält. Dennoch stricken die Fabeln an der Legende vom „aufgeblasenen“ Frosch: *„Wenn ein Armer es einem Mächtigen gleichtun will, dann platzt er. Darüber hat Äsop die folgende*

Fabel erzählt. Auf einer Wiese sah einmal ein Frosch einen Ochsen weiden und meinte, daß er genauso wie dieser werden könne, wenn er seine faltige Haut aufblase. Also pustete er sich nach Kräften auf und fragte seine Jungen: ‚Bin ich so groß wie der Ochse?' Die erwiderten: ‚Nein.' Nun pustete er sich von neuem und noch mehr auf und sagte zu den Seinen: ‚Wie ist's jetzt?' Doch die antworteten: ‚Nicht zu vergleichen.' Als er sich aber zum drittenmal aufpustete, platzte die Haut, und er fand den Tod. So soll durch dieses Exempel gewarnt sein, wer über seine Kräfte hinaus zu agieren versucht. Und im Sprichwort heißt es: ‚Blase dich nicht auf, damit du nicht platzt!' Wiederum jedoch drängt sich sofort Miss Piggy in den Vordergrund, wohingegen Kermit die besondere Fähigkeit hat, in schwierigen Situationen irgendwie zu schrumpfen.

Nein, Kermit ist wohl weniger ein aufgeblasener Ochsenfrosch oder ein lautstarker Frosch-Rowdy, sondern vielmehr ein verzauberter Froschkönig. Die Brüder Grimm haben seine Geschichte erzählt: Wie er auf die eingebildete Prinzessin trifft, die infantil auf ihren Goldball fixiert ist und ihre Versprechen nicht hält; dabei will der Frosch doch nur ein wenig anspruchsvolle Unterhaltung und ein bisschen geliebt werden: „*deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich wert und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen*". Zwar greift der erziehungsberechtigte König hart durch und zwingt das verzogene Gör, den Frosch vom goldenen Tellerlein essen zu lassen. Als es jedoch ans Bettlein geht, hört der Spaß auf; der Frosch landet, *plitschplatsch*!, an der Palastwand, und die Prinzessin verhöhnt ihn noch: „*da nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!*" Der Frosch aber landet weich auf dem Bettlein, mutiert flugs zum schönen Prinzen (was dann passiert, wird nicht genau berichtet, es geht jedenfalls weiter: „*und sie schliefen vergnügt ein*"). Und als wäre das nicht

genug (und es wäre wahrscheinlich auch nicht genug gewesen für die Dame mit dem goldenen Ball und dem goldenen Tellerlein…), wird er auch noch abgeholt in einem *„prächtigen Wagen mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd"*. Wer jedoch würde nicht sowieso Kermit den Frosch nehmen, auch ohne goldschimmernde Prachtkarosse – den romantischen Frosch mit den großen Kulleraugen und der sanften Stimme und dem unzerstörbaren Vertrauen in das Gute im Menschen, trotz aller Froschschenkel-Gelüste; den wahren Froschkönig, der alle Lügen über das unausstehliche Gequake der Frösche und die Verleumdungen ihrer Aufgeblasenheit wegen ein- für allemal hinweg geblasen hat, und dessen hellgrüner Zackenkragen so verdächtig an eine Krone erinnert? *„Ein Frosch ohne Humor ist nur ein kleiner grüner Haufen"*, sagt er gern, mit seinem schelmischen froschmäulig breiten Grinsen; und sind wir das nicht, irgendwie, alle?

Quellen:

The Muppet Show (1976-1981), produziert von Jim Henson und Frank Oz

[Homer]: *Froschmäusekrieg*

Äsop: *Fabeln* (6. Jh. v. Chr.)

Jacob und Wilhelm Grimm: *Kinder- und Hausmärchen* (1812-1815)

KINGKONG UND DER POPSTAR



Der Popstar stand vor dem Spiegel und übte mit verbissenem Gesicht für seine nächste Show. Das Lausen ging schon ganz gut, aber irgendwie wirkte es noch zu wenig ernsthaft. Sollte er sich vielleicht ein paar Kopfläuse holen, im Zoo oder im Kindergarten, oder notfalls im Internet bestellen? Das Kreischen und das Hüpfen gingen besser, das war er gewohnt von seinen Live-Auftritten, und er musste die abgehackten Bewegungen nur noch ein bisschen ins völlig Ausgeflippte steigern. Da er sich ja nicht auf seinen Gesang konzentrieren musste (das erledigte die Tontechnik für ihn), fiel ihm das leicht, er war sowieso eher der unruhige Typ und gezappelt hatte er sein Leben lang. Die meisten Probleme hatte er jedoch mit den Kokosnüssen. So sehr er auch auf ihnen herumhackte, ausschließlich mit spitzen Steinen natürlich – sonst hätte er ja auch gleich eine Dose Kokosmilch samt Dosenöffner im Supermarkt kaufen können –, sie wollten einfach nicht zerspringen! Um ehrlich zu sein, trank er auch lieber Energy Drinks zwischen den Pillen; an Essen lag ihm schon lang nichts mehr. Sein Affe war leider keine große Hilfe, auch wenn ihn

die Massenmedien liebten und er die meisten friends auf seiner Facebook-Seite hatte. Kingkong saß, melancholisch wie immer, reglos neben dem Spiegel; ein Riese mit dem Gemüt eines Kleinkindes, der zerzausten Stirn eines Meisterdenkers und den tiefen geheimnisvollen Augen einer fremden Schönheit. Was wohl in seinem äffischen Gehirn vor sich ging? Wenn er doch nur sprechen könnte! Sag doch mal, versuchte es der Popstar wie schon so häufig, sag doch mal – ach, irgendwas! Kingkong saß und schwieg. Alles konnten sie, die Menschen; aber nicht schweigen.

***

Der Mensch ist, die Wissenschaft hat es nun schon seit längerem zweifelsfrei bewiesen, ein Affe. Genauer gesagt gehört er zu den *Anthropoidea*, den höheren Primaten (immerhin), und zwar zur Unterart der Altweltaffen. Die Menschen sind die einzige Affenart, die alle Kontinente besiedelt hat, wohingegen die Affen im engeren Sinne es nicht nach Europa geschafft haben (Gibraltar einmal ausgenommen, und vielleicht war das ja eine heimliche Erkundungsmission, die den Affen ein- für allemal gezeigt hat: Die alte Welt lassen wir lieber den Menschen!). Und der Mensch ist dasjenige Mitglied der großen Affenfamilie mit den meisten Angehörigen, nämlich gut sieben Milliarden. Mit seinen nächsten tierischen Verwandten hat er so viel Gemeinsames, dass es beinahe schwer fällt nachzuvollziehen, wie lang man sich dieser Erkenntnis verweigern konnte (aber die menschliche Arroganz bringt bekanntlich Unglaubliches zustande). Die größten Exemplare von Menschen und Affen sind in etwa gleich groß und schwer: zwischen 170 und 180 cm und um die 200 kg. Im Gegensatz zu den Menschen, die nur über einen opponierbaren Daumen an den oberen Extremitäten verfügen, haben alle Affenarten zusätzlich noch eine opponierbare Großzehe, aber nicht alle einen Daumen. Affen weisen ein ausgeprägtes Sozialverhalten auf, das sich z.B. in einer kom-

plizierten Rangordnung, ausdifferenziert nach Alter, Kraft und Geschlecht, äußert; sie werden spät geschlechtsreif, bringen ihre Babys eines nach dem anderen auf die Welt und leben manchmal monogam (die Parallelen zum menschlichen Sozial- und Geschlechtsverhalten liegen auch hier auf der Hand). Sie benutzen Werkzeuge, mal mehr, mal weniger geschickt (*dito*); sie haben Fell, mal mehr, mal weniger (s.o.).; kurz, um mit dem aufklärerischen Philosophen und Arzt Julien Offray de La Mettrie zu sprechen: Es ist offensichtlich, dass *„der Affe mit seiner Fülle von Verstand ein kleiner Mensch unter einer anderen Gestalt ist, und kurz daß, da Alles durchaus von der Verschiedenheit der Organisation abhängt, ein gut gebautes Thier, welchem man die Astronomie gelehrt hat, eine Finsternis voraussagen kann so gut wie die Heilung oder den Tod, wenn es einige Zeit Geist und Scharfsicht für die Schule des Hippocrates und auf das Krankenbett verwandt hat*."

La Mettrie ist aber eine Ausnahme mit seiner Affen-Liebe; gerade der Affe genießt nämlich einen ausgesprochen schlechten Ruf in der Philosophie, wie auch der böse Materialist La Mettrie mit seinem Skandalwerk *„Homme machine*". Schon der altgriechische Philosoph Heraklit befand (und wir werden nie wissen, ob er wirklich jemals einen Affen gesehen hatte, als er dieses Urteil verkündete): *„Der schönste Affe ist häßlich mit dem Menschengeschlechte verglichen*"; und noch für den sonst sehr aufgeschlossenen neuzeitlichen Universalgelehrten Francis Bacon ist der Affe das uns *„ähnlichste"*, aber auch *„das häßlichste*" aller Tiere. Der Affe ist uns offensichtlich – so funktioniert die menschliche Dialektik in ihrer Tücke nun einmal – zu nahe; wir haben ein Abgrenzungsproblem und schieben ihn deshalb umso weiter von uns. Und damit auch wirklich keine Verwechslungen entstehen konnten, wurden auf Illustrationen des 18. Jahrhunderts Affen häufig mit einem Gehstock abgebildet – der aufrechte Gang als Alleinstellungsmerkmal und Herrschaftskennzeichen des Menschen musste eben mit allen

Mitteln verteidigt werden, sogar für die menschlichen Analphabeten.

Der zweite große Unterschied zwischen Mensch und Affe, auch darauf haben die Philosophen seit jeher sehr viel Wert gelegt, ist die Sprache. Der Affe spricht nicht. Er kann zwar kommunizieren, zweifellos, und sogar relativ komplex, und er wird von seinen Artgenossen auch prächtig verstanden. Aber ihm fehlt dasjenige, was die menschliche Sprache zu einem so herausragenden Werkzeug der kulturellen Entwicklung, zum Antrieb der Zivilisation schlechthin machte: eine schriftliche Überlieferung nämlich, die es ermöglichte, erworbenes Wissen zeichenhaft festzuhalten und den Nachkommen dadurch weiterzugeben – auf dass sie das Rad nicht jeden Mittwoch neu erfinden müssen, sondern schon am Donnerstag anfangen können, einen Roller – und am Freitag ein Dreirad – und am Samstag ein Auto zu erfinden – und am Sonntag – von der Schöpfung auszuruhen (denn zwischendurch haben sie auch noch Gott erfunden). Damit aber, so Johann Gottfried Herder, kann der Affe sich bei aller äffischen Geschicklichkeit nicht zum Menschen erheben: *„Der Affe äffet immer nach, aber nachgeahmt hat er nie: nie mit Besonnenheit zu sich gesprochen: ‚Das will ich nachahmen, um mein Geschlecht vollkommner zu machen!', denn hätte er das je, hätte er eine einzige Nachahmung sich zu eigen gemacht, sie in seinem Geschlecht mit Wahl und Absicht verewigt, hätte er auch nur ein einziges Mal eine einzige solche Reflexion denken können – denselben Augenblick war er kein Affe mehr! In aller seiner Affengestalt, ohne einen Laut seiner Zunge war er inwendig sprechender Mensch, der sich über kurz oder lang seine äußerliche Sprache erfinden mußte – welcher Orang-Utan aber hat je mit allen menschlichen Sprachwerkzeugen ein einziges menschliches Wort gesprochen?"*

Nachäffen, aber nicht nachahmen: Damit ist schließlich das Gebiet angesprochen, auf dem der Affe dem Menschen am erfolgreichsten Konkurrenz gemacht hat: Der Affe ist nämlich – die Sprache hat es im „Nachäffen"

unübertrefflich eingefangen – der geborene Künstler; wenn alle Kunst seit Aristoteles (irgendwie, mehr oder weniger, Ausnahmen bestätigen die Regel!) *mimesis* ist, Nachahmung der Natur also, dann ist der Affe ein Meister zumindest des platten Realismus. Das haben am besten wiederum die Nächsten, die Künstler selbst nämlich, gesehen. E.T.A. Hoffmanns *Nachricht von einem gebildeten jungen Mann* erzählt, im zeitgemäßen Genre des Bildungsromans, die Geschichte von Milo. Milo verbindet die *„außerordentlichsten Gaben"* mit *„liebenswürdiger Bonhommie"*; seine Schriften sind ein *„Denkmal"* seiner *„hohen Weisheit und Tugend"*; er verfügt gleichermaßen über eine *„schöne Seele"* und eine *„herrliche Bildung"*; und er ist, natürlich, ein Affe. Seine Bildungsgeschichte ist die exemplarische Erfolgsstory des meisterhaften Nachahmers: *„Jener Nachahmungstrieb, der unserm Geschlecht eigen, und der ganz ungerechterweise von den Menschen so oft belacht wird, ist nichts weiter als der unwiderstehliche Drang, nicht sowohl Kultur zu erlangen, als die uns schon inwohnende zu zeigen. Dasselbe Prinzip ist bei den Menschen längst angenommen, und die wahrhaft Weisen, denen ich immer nachgestrebt, machen es in folgender Art. Es verfertigt irgend jemand etwas, sei es ein Kunstwerk oder sonst; alles ruft: ‚Das ist vortrefflich'; gleich macht der Weise, von innerm Beruf beseelt, es nach. Zwar wird etwas anders daraus; aber er sagt: ‚So ist es eigentlich recht, und jenes Werk, das ihr für vortrefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vortreffliche ans Tageslicht zu fördern, das ich längst in mir trug'."* Besonders bewährt sich Milo in der Musik; er wird ein virtuoser Pianospieler, der wortreich bedauert, dass ein gewöhnliches Klavier nur so wenig Oktaven hat, auf dem er seine überaus langen und geschickten Affenfinger austoben kann. Milo reüssiert sogar im Gesang (wo eine natürliche Stimme sowieso nur im Weg ist) und als Opernkomponist; er gilt nämlich als „Genie": *„Gänzliche Verachtung alles Bestrebens anderer; die Überzeugung, alle, die gern schweigen und nur im stillen schaffen, ohne davon zu sprechen, weit, weit zu übersehen, die*

höchste Selbstzufriedenheit mit allem, was nun so ohne alle Anstrengung die eigene Kraft hervorruft: das alles sind untrügliche Zeichen des höchstkultivierten Genies, und wohl mir, daß ich alles das täglich, ja stündlich an mir bemerke". Der Affe ist der wahre Gipfel der menschlichen Zivilisation – da er ihre nur äußerlichen Gesetze durchschaut hat und sie mit höchster Perfektion vorführt: Das Natur-Genie, das Original schlechthin, ist zum absoluten Nachahmer geworden (ein weiterer wahrhaft affenwürdiger dialektischer Salto!).

Noch durchtriebener führt Franz Kafkas Affe Rotpeter dem Menschen seine Beschränktheit vor Augen. In seinem *Bericht für eine Akademie* skizziert Rotpeter sein *„äffisches Vorleben"* als erfolgreichen Anpassungsprozess an das, was er auf seiner Schiffsreise von den Matrosen als kulturelle Höchstleistungen des Menschen schlechthin vorgeführt bekommt: *„Es war so leicht, die Leute nachzuahmen. Spucken konnte ich schon in den ersten Tagen. Wir spuckten einander dann gegenseitig ins Gesicht; der Unterschied war nur, daß ich mein Gesicht nachher reinleckte, sie ihres nicht. Die Pfeife rauchte ich bald wie ein Alter; drückte ich dann auch noch den Daumen in den Pfeifenkopf, jauchzte das ganze Zwischendeck; nur den Unterschied zwischen der leeren und der gestopften Pfeife verstand ich lange nicht. Die meiste Mühe machte mir die Schnapsflasche. Der Geruch peinigte mich; ich zwang mich mit allen Kräften; aber es vergingen Wochen, ehe ich mich überwand*". Rotpeter nimmt alle diese Hürden schließlich, er lernt, ja er lernt so schnell, dass er seine Lehrer bald überflügelt: *„Ach, man lernt, wenn man muß; man lernt, wenn man einen Ausweg will; man lernt rücksichtslos. Man beaufsichtigt sich selbst mit der Peitsche; man zerfleischt sich beim geringsten Widerstand. Die Affennatur raste, sich überkugelnd, aus mir hinaus und weg, so daß mein erster Lehrer selbst davon fast äffisch wurde, bald den Unterricht aufgeben und in eine Heilanstalt gebracht werden mußte*". Seine wichtigste Erkenntnis bei all dem jedoch ist: Es gibt *„dieses große Gefühl der Freiheit nach allen Seiten"* weder für Menschen noch für

Affen; gerade dasjenige, auf das sich die Menschen das meiste einbilden, ist dem *„kleinen Schimpansen“* ebenso verschlossen wie dem *„großen Achilles“*: *„An der Ferse aber kitzelt es jeden, der hier auf Erden geht“* – ob aufrecht mit Stock oder ohne Stock, dafür mit Begriffskrücken wie Freiheit, Gewehren, die auf Affen schießen, und der unheiligen Trinität von Spucken-Rauchen-Trinken.

Der Affe aller Affen in der Gegenwartskultur jedoch ist Kingkong – kein gezähmter Affe, der im Varieté Purzelbäume schlägt oder Opernsoli trillert, sondern der wilde Affe, das Biest, das Monster. Mit *Kingkong und die weiße Frau* begann 1933 der unaufhaltsame Aufstieg des *special-effects*-Kino; ihm folgten bis heute Fortsetzungen, Neuverfilmungen, Adaptionen ohne Ende. Die Geschichte ist schnell erzählt. Ein Filmteam stößt auf einer Reise zu einer geheimnisumwobenen Südseeinsel auf Eingeborene, die einen Riesengorilla als Gott verehren: Kingkong, den König des Kongo. Die Eingeborenen entführen die einzige Frau auf der Expedition, die Schauspielerin Ann, um sie Kingkong zu opfern. Dieser jedoch verliebt sich in die weiße Frau – frei nach dem Muster: die Schöne und das Biest, einem Märchenarchetyp schlechthin – und beschützt sie. Die Filmcrew überlistet Kingkong jedoch, fängt ihn und bringt ihn nach New York, wo er in die Fänge der Unterhaltungsindustrie gerät: Er soll die gleiche Karriere machen wie seine literarischen Vorgänger Milo und Rotpeter. Kingkong jedoch passt sich nicht an, sondern befreit sich, entführt seine große Liebe Ann und wird schließlich in dem bekannten Showdown von der US-Luftwaffe auf dem Empire State Building getötet – kein Happy End für den Affen, aber ein Meilenstein für die Filmgeschichte.

Kingkong wird damit zum Opfer einer Reihe vermeintlich äffischer Eigenheiten und literarischer Klischees, die gerade nicht in seiner Affennatur liegen. Er ist übergroß, physisch überlegen, ein Monster – was auch die größten Orang-Utans eigentlich nicht sind, zumal die Menschen ihre Überlegenheit (siehe Rotpeter)

meist durch den spezifischen Werkzeuggebrauch von Schusswaffen demonstrieren. Er ist schwarz wie das Böse, wie die Nacht, wie – nun ja, wie all diejenigen weißen Männer nicht, die die weiße Frau umgeben. Gleichwohl ist seine Beziehung zu eben dieser weißen Frau keine gewalttätige „tierische" Sexualphantasie, sondern ein anrührendes Liebesmärchen; und sein verzweifelter Kampf, allein gegen eine übermächtige Militärmaschine, eigentlich der Stoff, aus dem die „guten" Helden Hollywoods sind. Letztlich ist es sein größter Fehler, dass er sich dem Muster vom nachäffenden Affen nicht fügen will. Wäre er brav im Varieté aufgetreten, hätte man ihm vielleicht, wie Rotpeter, *„eine kleine halbdressierte Schimpansin"* zugestanden, bei er es sich *„nach Affenart"* wohlergehen lassen kann. *„Bei Tag"*, so erläuterte Rotpeter allerdings in seinem Bericht, *„will ich sie nicht sehen; sie hat nämlich den Irrsinn des verwirrten dressierten Tieres im Blick; das erkenne ich, und ich kann es nicht ertragen"*. Kingkong hätte es wohl auch nicht ertragen. Er ist uns der nächste – und deshalb gleichzeitig der hässlichste – Anverwandte im großen Tierreich. Und wenn wir ihn nicht domestizieren können, erschießen wir ihn eben.

Quellen:

Kingkong und die weiße Frau (1933), produziert von Merian C. Cooper und Ernest B. Schoedsack

Julien Offray de La Mettrie*: L'homme machine* (1748) (dt.: *Der Mensch eine Maschine*)

Heraklit*: Fragmente* (zwischen 499 und 492 v. Chr.)

Francis Bacon*: Novum organum scientarium* (1620) (dt.*: Große Erneuerung der Wissenschaften)*

Johann Gottfried Herder*: Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772)

E.T.A. Hoffmann*: Nachricht von einem gebildeten jungen Mann* (1815)

Franz Kafka*: Ein Bericht für eine Akademie* (1917)

Garfield im Restaurant



Garfield saß in einem italienischen Restaurant. Er wollte Lasagne essen, wie immer. Der Kellner bestand jedoch darauf, dass er nicht nur die schultafelgroße bunte Speisekarte studieren sollte, sondern auch das sogenannte Informationsmaterial. Es enthielt Nährwerttabellen, lange Listen mit Dingen wie Zucker- und Fettgehalt (bei Lasagne erfreulich hoch), Vitaminen in Prozent des Tagesbedarfs (eher niedrig, aber dafür konnte man ja mehrere essen). Daneben war bei der Lasagne eine grelle rote Ampel gedruckt (natürlich würde er anhalten für eine Lasagne, das war doch klar! nur bei grünem Salat sah er eher grün und raste davon). Außerdem waren auf der Rückseite noch Bilder von sehr wohlgenährten Menschenexemplaren abgebildet, die sich aber alle stöhnend den dicken Bauch hielten (typisch Mensch, schon bei der dritten Lasagne machten sie normalweise schlapp!); und außerdem ein paar besonders eklige Bilder von inneren Organen (deshalb waren sie ja auch unter der Haut verborgen!). Der Kellner hingegen, der ihm die Karte gereicht hatte und nun seine Bestellung aufnehmen wollte, sah ungesund dünn aus. Garfield bestellte zunächst eine extragroße Lasagne mit zusätzlicher Béchamel-Sauce (die große Portion war im Übrigen ein Sonderangebot

und billiger als die kleine, und den Salat, der kostenlos dazu kam, konnte man ja diskret in den Blumentöpfen verschwinden lassen). Dann fragte er den Kellner, warum er eigentlich so dünn sei, wo er doch tagtäglich umgeben sei von all diesen wunderbar fetthaltigen Köstlichkeiten? Ich gehe jeden Tag ins Fitness-Studio, sagte der Kellner; also jeden Abend, morgens jogge ich nämlich. Lasagne könnte ich niemals essen – ich habe Laktose-Allergie (keine Sahne? Garfield hatte eine Schreckensvision von fettarmer Lasagne mit laktose- und fettfreier Béchamel-Sauce), außerdem bin ich Veganer, Fleisch ist also ebenfalls vom Tisch, und Tomaten gehen nur, wenn sie vom Bio-Bauernhof kommen. Garfield stöhnte: Ich bin hungrig, also bin ich. Was bist du für ein seltsames Tier?

***

Katzen begleiten den Menschen seit Urzeiten (oder ist es doch eher umgekehrt?). Sie sind das Musterbeispiel eines domestizierten Tieres, das sich so sehr an seinen Begleitmenschen und dessen häusliches Habitat angepasst hat, dass man manchmal nicht mehr genau weiß, wer hier eigentlich wen dressiert hat. In frühen Kulturen hatte diese enge Beziehung noch primär pragmatischen Charakter: Katzen jagen Mäuse – was wichtig ist, da diese in Agrarkulturen großen Schaden anrichten können; im alten Ägypten ließen sie sich sogar zum Vogeljagen abrichten. Katzen sind nämlich fleischfressende Räuber, und zwar nicht nur die großen wilden (*felix silvestris*), sondern auch die kleinen niedlichen Wohnzimmer-Tiger (*felix silvestris catus*); und am besten kuscheln sie, wenn sie vorher eine unschuldige kleine Maus zu Tode gespielt und anschließend genüsslich verzehrt haben (natürlich auf dem Wohnzimmerteppich, man ist ja schließlich ein Haustier!).

In den Mythologien und Sagen beinahe aller Kulturen haben sie jedoch anderer Eigenschaften wegen Karriere gemacht. Beinahe überall gelten Katzen als Ideal von Schönheit und Anmut: Wie sie gehen, wie sie ste-

hen, wie sie sorgfältig ihr Fell glattputzen, bis es glänzt, wie sie sich setzen und ganz zufällig den Schwanz in einem perfekten Halbkreis um den Körper legen – all das hat eine natürliche Grazie, die mit aller Kunst niemals zu simulieren wäre. Jede Katze aber beherrscht sie instinktiv, vom streunenden Straßentiger bis zur hochgezüchteten Rassekatze. Katzen sind des Weiteren, weil sie nicht nur schön, sondern auch häufig trächtig sind und viele reizende Katzenbabys produzieren, seit jeher ein Weiblichkeits- und Fruchtbarkeitsideal. Bei den Ägyptern sind sie als heiliges Tier Bastet zugeordnet, einer weiblichen Göttin mit Katzenkopf, die als Mondgöttin mit dem Sonnengotte Re verheiratet ist. Bastet war ein eigener Kult gewidmet, bei dem Frauen orgiastische Tänze aufführten und mumifizierte Katzen geopfert wurden (diese wurden wahrscheinlich speziell für die Mumifizierung gezüchtet; was demonstriert, dass Heiligkeit nicht immer segensvoll für die Heiliggesprochenen selbst ist). Der Katzenkult in Ägypten nahm solche Ausmaße an, dass man später in den zur neuen Leitreligion aufsteigenden Islam dringend eine Katze integrieren musste. So wurde Mohammed eine Lieblingskatze zur Seite gestellt; sie hieß angeblich Muezza, und die Legende erzählt, dass Katzen deshalb bei Stürzen immer auf ihren Pfoten laden, weil Mohammed nach der Rückkehr vom Gebet seiner schlafenden Katze dreimal den Rücken streichelte und ihr dadurch diese magische Gabe verlieh. In der Bibel hingegen werden Katzen nicht erwähnt (wahrscheinlich hatten sie wegen ihrer Verehrung bei den Ägyptern ein schlechtes Image bei den Juden, nach dem guten alten allzu menschlichen Motto: Die Freunde meines Feindes sind auch meine Feinde). Und selbst in buddhistischen Tempeln wurden seit jeher Katzen gehalten; sie galten dort als Symbol für Frieden, Glück und Reichtum.

Aber auch die Moderne ist nicht erhaben über den einen oder anderen kleinen Katzenaberglauben. Die sprichwörtliche Unglücksträchtigkeit von schwarzen

Katzen wird inzwischen stark überlagert von einer gegenläufigen japanischen Katzen-Tradition, die die Welt auf (keramischen) Samtpfoten erobert hat: Maneki-neko, die „Winkekatze“, winkt inzwischen nicht mehr nur am Eingang zu japanischen Bordellen, sondern von den Ladentheken der Konsumtempel in aller Welt: Immer stummelschwänzig und etwas fettleibig, meistens mit einem roten Halsband mit goldenem Glöckchen, entweder links oder rechts, auf jeden Fall aber einarmig winkend (das Winken mit beiden Armen wurde im ehemals eher asketischen Japan als Unverschämtheit empfunden) verheißen sie Reichtum oder Gesundheit, gute Geschäfte oder guten Sex, Glück oder einfach nur gute Laune – je nachdem, was gerade gebraucht und geschätzt wird. Warum die Winkekatze eigentlich winkt, ist dabei nicht ganz klar, vielleicht putzt sie sich auch nur ein wenig unkoordiniert die Katzen-Stupsnase – aber offenbar wird die Geste global als freundlich und einladend empfunden und erfüllt damit ihren prosaischen Zweck: Komm her und kauf!

Es gibt jedoch auch Kulturen, die Katzen dämonisiert haben. Im persischen Zoroastrismus galten Katzen als Werk des Teufels und Ausgeburten von Dämonen; und im christlichen Mittelalter gehörte die Katze untrennbar zur Hexe. Im berüchtigten *Hexenhammer* beispielsweise wird Hexen vorgeworfen, sie könnten sich mit Hilfe von Dämonen in Katzen verwandeln; und eine des Dämonismus verdächtige Katze konnte enttarnt werden, indem man sie in eine Schüssel mit Weihwasser setzte. Versuchte das Tier zu fliehen (was wahrscheinlich in 99 % aller Fälle passierte, da Katzen nicht direkt wasserliebende Tiere sind), konnte es nur eine verwandelte Hexe sein und wurde guten Gewissens getötet; versuchte es nicht zu fliehen, ertrank es wahrscheinlich, und damit war auch Ruhe. Die Vermutung liegt nahe, dass eher frauen- und sinnenfeindliche Kulturen und Religionen auch die Katzen verdammen, die hier nicht als grazile Schönheitsideale, sondern als hinterlistig schleichende,

das Tageslicht scheuende, scheinheilig-schmeichlerische und verführerische Kreaturen wahrgenommen werden: Was so in sich selbst ruht und seinem Wohlergehen so hemmungslos frönt, kann nur des Teufels sein!

Auch in der Philosophie (einer traditionellen Männerwissenschaft) hat ihre enge Assoziation mit dem Weiblichen der Katze eher geschadet. Der Meister der Katzenbeschimpfung ist dabei kein geringerer als Friedrich Nietzsche. In *Jenseits von Gut und Böse* begründet er seine notorische Frauenfeindschaft mit einer Analogie zur Katze: *„Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die ‚natürlicher' ist als die des Mannes, seine echte raubtierhafte listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkralle unter dem Handschuh, seine Naivität im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden ... Was, bei aller Furcht, für diese gefährliche und schöne Katze ‚Weib' Mitleiden macht, ist, daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint als irgendein Tier. Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe"*. Viel genauer kann man im Übrigen nicht analysieren, was eine Katze ausmacht; immerhin hatte Nietzsche genau hingeschaut, bevor er sein Verdammungsurteil fällte. Gleichwohl muss man die damit verbundene Bewertung ja nicht teilen, auch wenn der *Zarathustra* in die gleiche Kerbe haut und auf *„naschhaft verkrochene Lust-Katzen"* und die *„bedächtig zweifelnde Katzen-Ruhe"* schimpft. Zudem sei *„das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind noch immer die Weiber"*; hier erhebt aber Nietzsche/Zarathustra nun selbst Einspruch: *„Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft?"* Die Hoffnung ist also noch nicht verloren, selbst für Nietzsche, denn der „Übermensch" als Zukunftsmodell hat immerhin auch etwas Raubtier-Tigerhaftes.

Nach alldem ist es wohl kein Zufall, dass die Katzen eines der wenigen Beispiele in der Tierwelt sind, bei denen der Gattungsname (zumindest im Deutschen)

weiblich ist; der Kater führt eher ein Schattenleben in den Religionen und Mythologien der Völker. Das jedoch änderte sich drastisch in der Populärkultur des 20. Jahrhunderts. Mit Garfield betritt der ultimative Kater die Comic-Bühne, seit seinem ersten Auftreten am 19. Juni 1978 (der Tag des ersten Garfield-Strips) *„frech, fett, faul und filosofisch"* (O-Ton, in ausnahmsweise einmal gelungener deutscher Übersetzung). Garfield ist eine einzige Parodie auf das niedliche Kätzchen (das später als „Nermal" mit ultra-großen Glubschaugen durch die Strips hüpfen und Garfield auf die Nerve gehen darf): Er ist nicht niedlich und schwarz-weiß mit Pünktchen, sondern dick und orange mit Streifen; er bewegt sich nicht mit katzenhafter Anmut, sondern mit behäbiger Schwerfälligkeit; er nippt nicht vornehm an seiner Milch, sondern verschlingt mit Vorliebe ganze Lasagne-Aufläufe und Hähnchenschenkel; er vertreibt sich die Zeit nicht damit, dekorativ auf dem Sofa ein Schläfchen zu machen, sondern quält aus Langeweile seine Mitmenschen. Garfield hat Heuschnupfen, er schaut zu viel Fernsehen, er trinkt zu viel Kaffee, er ist übergewichtig, er hat Beziehungsprobleme und ist zynisch ohne Ende – kurz: Garfield ist, ganz klar, ein Mensch. Anscheinend ertragen wir unsere Schwächen jedoch besser, wenn sie uns ein Kater vorführt; wir können sie dann sogar lustig finden, jedenfalls solange Garfield nicht unsere eigenen Vorhänge zerreißt, unsere Zimmerfarne frisst und unsere Möbel zerkratzt, sondern die des unglücklichen Jon, seines Besitzers. Garfield ist offensichtlich nicht domestizierbar – Jon hingegen schon. Garfield beweist insofern, „filosofisch" wie er ist, die Analyse seines Philosophen-Kollegens Montaigne, der bereits im 17. Jahrhundert ahnte: *„Wer weiß, wenn ich mit meiner Katze spiele, ob sie sich die Zeit nicht mehr mit mir vertreibt, als ich mir dieselbe mit ihr vertreibe? Wir treiben wechselsweise mit einander Possen"*.

Ein besonders ergiebiges Thema auch für die Philosophie ist im Übrigen Garfields Beziehung zu Odie.

Odie ist all das, was Garfield nicht ist und was ein ordentliches Haustier eigentlich sein sollte: Er ist gehorsam und widerspricht niemals; er bemüht sich wenigstens, niedlich zu sein; er ist anschmiegsam und unheilbar gutherzig. Odie spricht nicht in geschliffenen sarkastischen Aphorismen („*I am hungry. Therefore I am*"), in dialektischen Winkelzügen („*Anybody can exercise. But this kind of lethargy takes real discipline!*") oder im Jargon der *political correctness* ("*I'm not messy. I'm organizationally challenged!*"). Odie spricht gar nicht; er ist ein Hund, und Garfield ist ein Kater, und damit ist eigentlich alles gesagt. Denn die Feindschaft von Hund und Katze ist schließlich sprichwörtlich und damit ein unerschütterlicher Grundstein für unser aller Weltwissen.

Schon Eduard Mörike hatte allerdings da so seine Zweifel, die er in einen schönen Reim gefasst hat:

„*Was ungleich ist, wer kann es paaren?*
Wann wäre Hochzeit zwischen Hund und Katze?
Und doch, sie sind sich gleich bis auf die Tatze".

Denn eigentlich sind die Unterschiede doch wirklich nicht so groß: beides Säugetiere, von ungefähr gleicher Größe und ungefähr gleichem Körperbau; beide Kulturfolger, domestiziert seit Urzeiten, beste Freunde des Menschen. Wie so häufig birgt jedoch gerade die scheinbare Ähnlichkeit die meisten Konflikte. Am besten macht das eine kleine Geschichte von Kurt Tucholsky deutlich, der etwas Eigentümliches beobachtet hat: „*Wenn man durch die Straßen von Paris geht, so sieht man nicht selten ein merkwürdiges Bild: Am Eingang eines Ladens sitzt ein Kätzchen und sonnt sich. Paris ist die Stadt der Katzen. Und zwei Schritt von ihr: ein riesiger Schlächterhund, der daliegt, die Pfoten lang vor sich hingestreckt, stolz, ruhig, im Bewußtsein seiner Kraft. Um das Kätzchen kümmert er sich gar nicht. Das Kätzchen sieht auch ihn nicht an. Manchmal gehen sie aneinander vorbei, wie eben alte Bekannte aneinander vorbeigehen. Vielleicht begrüßen sie sich leise im Tier-*

Esperanto – aber sie beschnuppern sich nicht einmal. Katze und Hund – friedlich leben sie nebeneinander. Als ich das zum erstenmal sah, glaubte ich an ein Wunder der Dressur. So sehr war ich, aus Deutschland kommend, geneigt, den Zustand des ewigen Zähnefletschens, Heulens, Fauchens und Bellens als den primären anzusehen. Aber als ich immer und immer wieder beobachtete, wie Hund und Katze hier einträchtig miteinander auskommen, da schien es mir doch anders zu sein. Man kann also bei aller Verschiedenartigkeit des Wesens so friedlich nebeneinander leben, ohne sich Löcher ins Fell zu beißen –? Aber warum geht es? Warum geht es hier? Weil man die kleinen Katzen von Jugend an, wenn sie noch nicht sehen können, mit den Hunden zusammensperrt. Weil man die kleinen Hunde zu den Katzen trudeln läßt, wenn sie noch alle in einem Wollknäuel und in einem Milchnapf die Welt sehen. Und niemand hetzt sie aufeinander, niemand findet Gefallen daran, daß ‚sein' Hund schneller, kräftiger und männlicher ist als die Katze des andern. Niemand gerät in einen Tobsuchtsanfall, wenn er eine Katze sieht, die doch stets mit allen Mitteln – Stöcken, Steinen und Hunden – verjagt werden muß. ‚Kusch!' und: ‚Such doch das Kätzchen! Wo ist die Katz – Katz – Katz?' Denn es ist doch zu komisch, nicht wahr?, wenn ein Köter hinter der Katz her ist, und die springt auf einen Zaun und faucht von oben gebuckelt herunter. Ja, das ist eine Freude. Denn Zwist der andern, das ist immer schön". Garfield hätte es nicht besser auf den Punkt bringen können. Der Mensch hat es geschafft, seine eigene Friedensunfähigkeit in die Tierwelt zu projizieren, und zwar ausgerechnet auf seine Haus-, Tisch- und Bettgenossen. Und hätte er selbst neun Leben, würde von Raumschiffen hinab auf die Füße fallen, es wäre alles für die Katz: Er würde leben mit seinem Nächsten wie Hund und Katz (sagte die Cheshire-Katze in *Alice im Wunderland* und verschwand langsam vom Schwanz her; stehen blieb nur ihr Grinsen, und wahrscheinlich grinst sie über uns, ihren Hausmenschen, wen sonst, seit Urzeiten schon).

Quellen:

Garfield, Comic-Strip von Jim Davis; www.garfield.com

Friedrich Nietzsche*: Jenseits von Gut und Böse* (1886)*; Also sprach Zarathustra* (1883-85)

Michel de Montaigne*: Essais* (1580)

Eduard Mörike*: Maler Nolten* (1832)

Kurt Tucholsky*: Der Erbfeind* (1924)

Lewis Carroll: *Alice's Adventures in Wonderland* (1865) (dt.: *Alice im Wunderland*)

Das Moorhuhn und der Bürojäger



Eines Tages in der Mittagspause, als der Bürojäger gerade einen neuen High Score im Moorhuhn-Abballern erreicht hatte, erschien plötzlich ein übergroßes Huhn auf dem Bildschirm und stellt drohend seinen Kamm auf. Warum, so krähte es, warum schießt du, der du dich doch als homo sapiens sapientis, als Krone der Schöpfung betrachtest, auf wehrlose Hühner? Ist es nicht schlimm genug, dass ihr uns in Legebatterien stapelt, wo wir Eier für dein Frühstück zu produzieren haben, am Fließband, wie Maschinen, ein millionenfacher Kükenmord jeden Tag aufs Neue? Dass ihr uns an Grillspießen röstet und mit lüsternen Blicken vernascht, bevor ihr mit fetttriefenden Fingern unsere Schenkel von unserer Brust reißt? Warum müsst ihr nun auch noch in eurer Mittagspause Hühner jagen, die nichts anderes tun als friedlich über eine idyllische Comic-Landschaft zu segeln? Warum geht ihr nicht lieber hinaus in die echte Natur, wo ihr sowieso schon den ganzen Tag in euren Büro-Batterien aufeinander sitzt, unter künstlichem Licht, gedopt mit Kaffee und Schokolade und zum Mittag ein halbes Hähnchen mit Pommes? Warum lernt ihr nicht lieber selbst fliegen statt schießen? Wer schießt, denkt nicht, sagte der Bürojäger, und wenn ich zu viel denke, könnte ich merken, dass meine Flügel aus Blei sind und

ich selbst am Bratrost gedreht werde, jeden Tag von Morgen bis Abend und noch in meinen Träumen, bis mein Verstand geröstet ist, meine Phantasie verdampft und meine Seele verbrannt. Wer schießt, fühlt Macht, nicht Ohnmacht; und wer auch noch trifft, hat wenigstens einmal Recht gehabt. Und du bist jetzt tot! Peng!

* * *

Eigentlich sind Moorhühner friedliebende Pflanzenfresser. Sie schätzen ihren Sumpf und gehen über mehrere Fortpflanzungsperioden hinweg monogame Paarbeziehungen ein. Die Menschen lassen ihnen jedoch ihren Frieden nicht: Die Moorhuhnjagd, die jedes Jahr am 12. August, dem *Glorious Twelfth*, beginnt, ist eine Jahrhunderte alte, wenn auch inzwischen öffentlich heftig kritisierte Tradition. Seit 1999 ist das Moorhuhn jedoch mit einer anderen schottischen Tradition verbunden, die es weit über sein sumpfiges Habitat hinaus weltbekannt gemacht hat. In diesem Jahr entwickelte die Firma Phenomedia nämlich als Werbung für *Johnnie Walker*-Whisky ein Computerspiel, das in Kneipen und Bars kostenlos gespielt werden konnte. Die Regeln waren denkbar einfach: Innerhalb von 90 Sekunden mussten mit der Computer-Maus möglichst viel Hühner abgeschossen werden, die durch eine „typisch schottische“ Comic-Landschaft flatterten. Die Hühner hatten einen dicken braunen Körper, einen roten Kamm und einen roten Bart, einen breiten gelben Schnabel und zwei große kugelrunde, eher verdutzt dreinblickende Augen. Sobald der Jäger einen Treffer erzielt, wurden diese mit zwei schwarzen X durchkreuzt, und das Huhn löste sich in Luft auf. *Moorhuhn* war ein einfaches *shoot 'em up*-Game – ein Ballerspiel, simple Hühner für simple Gemüter, und gerade gut für den Geisteszustand nach dem dritten oder vierten Glas *Johnnie Walker*.

Dass die Tierschützer auf die Barrikaden gingen, war zu erwarten. Was jedoch keiner erwartet hatte, war der

Moorhuhn-Hype. Alle wollten das Huhn killen, und zwar vorzugsweise während der Arbeitszeit im Büro und nicht etwa in der Freizeit. Als *Moorhuhn 2* auf dem Markt erschien (eine angereicherte Variante, in der Spinnen und Frösche dem einsamen Huhn Gesellschaft leisten durften), brachen die Server angesichts des Massenansturms zusammen wie die abgeschossenen Moorhühner. Von da an wanderte das Moorhuhn durch die Computerwelt; es fuhr Rennen (*Moorhuhn Kart*), es jagte den *Schatz des Pharao* und verfiel dem *Fluch des Goldes*, und wer bis heute nicht auf sein tägliches Moorhuhn verzichten möchte, trägt es auf seinem *iPhone* bei sich und jagt den Highscore, wo immer ihm der Sinn danach steht.

Dass die Ballerei sehr tief in der Natur des Menschen (*homo exballistans*) liegen muss, beweist die Erfolgsgeschichte von *Moorhuhn*. Warum jedoch gerade Hühner? Erstaunlicherweise lassen sich beinahe alle philosophischen Grundfragen von Geflügel herleiten. Das beginnt, wo sonst, bei Platon, der bei seinen öffentlichen Vorlesungen den Menschen als – man höre und staune – *„zweibeiniges Lebewesen ohne Federn"* definierte. Zu diesem Schluss war er durch eine stringente logische Deduktion gekommen; was allerdings von deren Ergebnis zu halten war, demonstrierte der respektlose Kyniker Diogenes, indem er ein Huhn rupfte und es den Platon-Schülern mit den Worten präsentierte: *„Das ist der Mensch Platons!"* Die Anekdote ist überliefert von Diogenes Laertius, und ihre Fortsetzung demonstriert, dass Platon immerhin Humor hatte: Er ergänzte die Bestimmung nämlich durch den doppeldeutigen Zusatz *„breite Nägel"* (das griechische Wort für „breite Nägel", *platyonychon*, ähnelt dem Adjektiv *platonikon*, platonisch). Wir halten fürs erste fest: Der Mensch ist auch nur ein Huhn, aber eines mit Nägeln!

Zum zweiten ist das Huhn zentral für eines der ältesten philosophischen Probleme schlechthin, das Henne-Ei-Problem nämlich, das schon Aristoteles um-

trieb: Es kann nur Hühner geben, wenn es vorher Eier gab; aber Eier werden nun mal bekanntlich von Hühnern gelegt. Wir haben also ein Paradox, das unserem Vertrauen in die geradlinige Abfolge von Ursachen und Wirkungen eigentlich ein Ende bereiten müsste. Arthur Schopenhauer löste das Problem, indem er im Huhn die Grundform des „Willens" erkannte, also des kosmischen Schöpfungsprinzips schlechthin: *„Wer macht das Hühnchen im Ei? etwa eine von außen kommende und durch die Schale dringende Macht und Kunst? O nein! das Hühnchen macht sich selbst, und eben die Kraft, welche dieses über allen Ausdruck komplizierte, wohlberechnete und zweckmäßige Werk ausführt und vollendet, durchbricht, sobald es fertig ist, die Schale, und vollzieht nunmehr, unter der Benennung Wille, die äußern Handlungen des Hühnchens"*. Wir halten fest: Hühner stehen ontologisch am Anfang von allem, sei es als Henne oder als Ei oder als „Willen".

Zum dritten wurden gerade mit Hühnern schon immer die interessantesten Tierversuche getrieben. Im 19. Jahrhundert entfernte der Physiologe Pierre Flourens Hühnern das Gehirn und fand heraus, dass sie nicht nur weiterlebten, sondern auch – bei künstlicher Ernährung – wuchsen und auf einfache äußere Reize reagieren. Die Materialisten machten daraus sofort ein anti-idealistisches Argument: *„Welchen stärkeren Beweis für die Identität von Seele und Gehirn will man verlangen, als denjenigen, den das Messer des Anatomen liefert, indem es stückweise die Seele herunterschneidet?"* (Ludwig Büchner) Wir halten fest: Die Hühner haben den Metaphysikern endlich gezeigt, dass es keine unsterbliche Seele gibt!

An die Geflügelhaltung und -verwertung lassen sich außerdem bedeutende ethische Überlegungen anschließen. Darf der Mensch Tiere töten, und wenn ja, zu welchen Zwecken und mit welchen Mitteln? Ist es die teleologische Bestimmung von Hühnern, als Grillhähnchen auf einem Bratspieß zu enden oder als Legehenne in einer Legebatterie? Für Thomas Hobbes ist das keine Frage: Wenn der Naturzustand der Krieg aller gegen alle

ist und man eigentlich froh sein kann, wenn die Menschen sich nicht permanent gegenseitig an den Hals gehen, ist das Töten und Rösten von Geflügel kaum der Erwähnung wert: „*Das Eigentum an den Tieren entspringt deshalb aus dem Naturrecht, nicht aus dem positiven göttlichen Recht. Denn hätte ein solches Recht nicht schon vor der Verkündigung der Heiligen Schrift bestanden, so hätte niemand die Tiere mit Recht zur Nahrung schlachten dürfen: eine sehr mißliche Lage für die Menschen, die von den Tieren ohne Unrecht verzehrt werden, aber ihrerseits die Tiere nicht verzehren dürfen*". Wir sehen uns umringt von einem riesigen Schwarm Moorhühner, die mit ihren gelben Schnäbeln mörderisch auf uns einhacken – eine etwas unwahrscheinliche Vision, aber wir halten trotzdem fest: An Hühnern lässt sich der begrenzte Wert hehrer moralischer Maximen in der menschlichen Praxis besonders gut aufzeigen.

Damit kommen wir zum letzten Punkt: Kann man eigentlich überhaupt jagen und gleichzeitig ein Philosoph sein? Hören wir noch einmal Platon, diesmal über die Bestimmung zur Philosophie: „*Einmal, erwiderte ich, darf einer, der sich mit ihr abgeben will, in bezug auf Arbeitslust nicht hinkend sein: d.h. er darf nicht in der einen Hälfte seiner Beschäftigungen die Arbeit lieben, in der anderen dagegen scheuen. Es ist dies aber der Fall, wenn jemand zwar ein Liebhaber von Leibesübungen, von Jagd und überhaupt von allen körperlichen Arbeiten ist, aber nicht vom Studieren, vom Hören, vom Forschen, und wenn er überhaupt in allen diesen Stücken die Anstrengungen haßt.*" Wer jagt, denkt dieser Theorie zufolge nicht; ja mehr noch, jagen und denken schließen sich als exemplarische Aktivitäten des Leibes und des Geistes geradezu kategorisch aus! Zudem führt die Jagd zur emotionalen Verrohung, weshalb Thomas Morus den Jäger kategorisch aus seinem utopischen Idealstaat verbannt: „*Deswegen haben die Utopier die gesamte Ausübung der Jagd, als eine freier Männer unwürdige Sache, auf die Metzger beschränkt. Dieses lechzende Verlangen nach Blut und Mord wohne entweder von*

Natur den wilden Tieren ein, oder entspringe in grausamen menschlichen Seelen, oder arte zuletzt, durch beharrliche Ausübung eines so blutigen Vergnügens, in Grausamkeit aus". Immerhin war die virtuelle *Moorhuhn*-Jagd relativ blutarm.

Den bleibenden Reiz sinnloser Ballerei jenseits des atavistischen Blutrausches hat jedoch Blaise Pascal am besten erfasst. Er führt Platons Gedanken in gerader Linie bis auf die Höhe unseres spielsüchtigen Zeitalters fort: „*Daher kommt es, daß so viele Menschen sich vergnügen beim Spiel, auf der Jagd und in andern Zerstreuungen, die ihre ganze Seele beschäftigen. Nicht als ob in der Tat Glück enthalten wäre in dem, was man durch diese Spiele erlangen kann, oder als ob man sich einbildete, die wahre Seligkeit läge im Gelde, das man im Spiel gewinnen kann, oder in dem Hasen, den man jagt. Man würde das nicht haben wollen, wenn es angeboten würde. Nicht diesen weichlich und ruhigen Besitz, der uns an unsern unglücklichen Zustand denken läßt, sucht man, sondern das Gewirr, was uns abhält daran zu denken*". Das *Moorhuhn*, zum nun wirklich Allerletzten, ist die Anti-Philosophie schlechthin: Es ist eine Ersatzdroge, die vom tieferen Sinn des Lebens – der im Denken liegt, und sonst nirgendwo – nicht nur ablenkt, sondern ihn geradezu verbirgt. Um Theodor Wiesengrund Adorno zu paraphrasieren: Es gibt keine wahren Moorhühner im falschen Leben!

Quellen:

Moorhuhn wird vertrieben von phenomedia

Diogenes Laertius: *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* (3. Jh. nach Christus)

Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)

Ludwig Büchner: *Kraft und Stoff* (1855)

Thomas Hobbes: *Elementa Philosophiae* (1642-1658) (dt.: *Grundzüge der Philosophie*)

Platon: *Politeia* (390-370 v. Chr.) (dt.: *Der Staat*)

Thomas Morus: *Utopia* (1516)

Blaise Pascal: *Pensées* (1669) (dt.: *Gedanken*)

Das letzte Einhorn auf dem Ponyhof



Immer machten sie sich über es lustig: über seine weiße Farbe, über seinen Katzenschwanz, vor allem aber über sein „komisches“ Horn. Dabei war es doch so wunderschön gedreht und lief vorn ganz spitz zu, genau so, wie es sich gehörte für ein Einhorn! Und immer wieder erzählte es ihnen dann, dass es das letzte seiner Art sei und schon immer, von Urzeiten her, von grausamen Jägern verfolgt wurde, die es auf eben dieses „komische“ Horn abgesehen hatten. Es könne nämlich Wunder tun, sein Horn; es heile alle Wunden, ja es könne sogar Tote zum Leben erwecken! Die Mädchen guckten nur ungläubig und kicherten. Wenn es aber hinzufügte, dass es freiwillig auf den Ponyhof gekommen sei, weil nur eine Jungfrau es zähmen könne, eine reine, unschuldige, von den Sünden und Lüsten der Welt noch nicht infizierte junge Frau – dann wurden sie gar frech und murmelten etwas von „alter Lüstling“. Und eine ganz Schlaue sagte: Ich glaube dir kein Wort, du stehst gar nicht auf der Liste der bedrohten Tierarten! Es gibt

kein Einhorn-Schutz-Siegel, keine Rettet-das-Einhorn-Kampagne, keinen Sticker mit Einhornprofil, gar nix! Du bist ein Monster, das bist du! Mein Pony ist viel schöner! Und dann zückten sie alle ihre (nun wirklich komischen) kleinen viereckigen Kästen, die sie immer bei sich trugen, richteten sie auf ihn (wie die Jäger früher ihre Bögen und Gewehre), murmelten etwas wie „Youtube" und „posten" und kicherten noch viel mehr. Das Leben ist wirklich kein Ponyhof, sagte das letzte Einhorn traurig, sprang über die Box und verschwand im Nebel jenseits des Reitstalls.

***

Das Einhorn ist eines der ältesten Fabelwesen der Menschheit, und es gilt als das edelste, das beste, das schönste. Das verdankt es vor allem seinem magischen Horn. Ohne das imponierend lange, geradezu künstlerisch gedrehte Gebilde auf seiner Stirn wäre es einfach ein weißes Pferd, das seltsamerweise gespaltene Hufe hat, eine Art Löwenschwanz und Ansätze zu einem Ziegenbart. So zeigen es die frühen Abbildungen, sowohl in der Kunst als auch in naturgeschichtlichen Lehrbüchern wie dem *Physiologus* von altersher. Dem griechischen Mythos zufolge stammt sein Horn nämlich von einer Ziege – aber nicht von irgendeiner Ziege, sondern von der Ziege Amalthea, die eigentlich (der Mythos ist hier, wie so oft, nicht ganz eindeutig) eine Nymphe war und über ein wundertätiges Füllhorn verfügte. Amalthea zog den Göttervater Zeus in einer Höhle auf Kreta auf, um ihn vor seinem mörderisch gesinnten Vater Chronos zu schützen, und von dort wanderte das Füllhorn irgendwie, auf dunklen Wegen, aufs Einhorn. Und seitdem versuchen die Menschen, das Einhorn zu fangen – vergeblich jedoch. Es war wild und unberechenbar, und bald kam die Legende auf, dass es nur von einer reinen Jungfrau bezwungen werden könne: Zu ihr komme das Einhorn freiwillig und lege seinen Kopf in ihren Schoß zum Schlafen. In der christlichen Tradition

verband es sich damit geradezu zwangsläufig mit Maria, deren unbefleckte Empfängnis durch die freiwillige Zähmung des schönen wilden Tieres sozusagen bewiesen wurde. Und so schläft es bis heute auf Marienbildern und Wandteppichen des Mittelalters, friedlich, gezähmt, reinweiß, für alle Ewigkeit.

Die weniger wunder- und bildgläubigen Menschen der Neuzeit jedoch wollten das Einhorn nicht mehr fangen, sondern erklären. Lange Zeit galt es als real existierende Spezies, seine notwendig spekulativen Steckbilder geisterten sowohl im Orient als auch im Abendland durch die Naturgeschichte. Als mögliche Vorbilder für Einhörner gelten heute zum einen das Nashorn – das einzige Landtier, das tatsächlich nur ein Horn vor sich her trägt und das beispielsweise Marco Polo für ein Einhorn hielt. Ein weiterer Kandidat ist der Narwal mit seinem langen Stoßzahn; die Zähne waren begehrte Sammlerstücke und wurden als wundertätige Reliquien verehrt und weltweit gehandelt. Der neueste Anwärter auf Einhornschaft ist schließlich eine Antilopenart, genauer: die Oryxantilopen, deren lange gerade Hörnern sich aus einer bestimmten Perspektive gesehen zu einem einzigen Horn vereinigen; sie sind außerdem wenigstens Landtiere und zu einer graziösen Bewegung fähig (im Unterschied zum zwar schnellen, aber ästhetisch eher wenig anmutenden Nashorn).

Das populärste Einhorn der Moderne jedoch ist ganz sicher einfach ein Pferd mit einem Horn. Es ist schwer vorstellbar, dass eine nashorn- oder auch nur antilopenähnliche Variante den gleichen Publikumserfolg errungen hätte wie *Das letzte Einhorn* im gleichnamigen Zeichentrickfilm aus dem Jahr 1982. Die Sympathien sicherte es sich durch eine Überdosis an Rührelementen: die Pony-Niedlichkeit mit lockiger Mähne und großem Augenaufschlag; den herzrührenden Titelsong, und im Hintergrund dräut das Aussterben - natürlich nicht, wie im wirklichen Leben, durch die systematische Zerstörung seines Lebensraum aufgrund ökonomischer Inte-

ressen der herrschenden Spezies auf diesem Planeten oder aufgrund skrupelloser Jagdpraktiken, sondern vielmehr durch die Verfolgung von Hexen und bösen roten Stieren. Auf der Suche nach seinen verlorenen Artgenossen muss das Einhorn viele Gefahren bestehen und wird zwischenzeitlich in eine schöne Frau verwandelt – worauf es sich natürlich sofort in einen Prinzen verliebt. Bei der Befreiung der vom bösen König Haggard gefangenen Einhörner verliert der Prinz zwar sein Leben, aber das nun zurückverwandelte letzte Einhorn belebt ihn nach siegreichem Kampf durch die Berührung mit seinem magischen Horn wieder. Es gibt aber trotzdem kein Märchen-Happy-End, denn das Einhorn bleibt nicht nur ein Einhorn, sondern auch, trotz Wiedervereinigung mit den anderen Einhörnern, in gewisser Weise ein „letztes Einhorn“: Hat es doch als einziges menschliche Liebe erfahren, die nun nie mehr erfüllt werden wird (an dieser Stelle hat man am besten die dramatische Filmmusik im Ohr: *„I'm the last unicooorn!“*).

Offensichtlich musste das wilde Einhorn also vermenschlicht werden, um es in die große Gemeinde der modernen Fantasy-Tiere integrieren zu können; allein die Fixierung auf Jungfrauen wäre heutzutage keine große Hilfe mehr. Interessanterweise aber lebt auch dieser Teil der Legende in gewisser Weise weiter: Heutzutage kommen nämlich die Mädchen, vor allem vorpubertär (und damit wahrscheinlich zumeist noch temporär jungfräulich), geradezu scharenweise zum Pferd. Die sentimentale Wahlverwandtschaft von Mädchen und Pferd in dieser Lebensphase, in all ihren vom Marketing weidlich geförderten Auswüchsen – Pferdeposter, Pferdetattoos, Pferdebücher und -zeitschriften, Pferdemotive auf der Bettwäsche, dem Federmäppchen und überhaupt überall –, fordert fast genauso sehr zur Suche nach letzten Gründen auf wie diejenige nach dem biologischen Urbild des Einhorns. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Art Übergangsobjekt in einer kritischen Lebensphase zwischen Kindheit und Pubertät: Das Pferd

ist der neue große Freund (und ist er nicht wirklich imposanter als die Eltern, zumal wenn man sich mit ihm fotografieren lässt?) Mit ihm kann man kuscheln, und man kann ihn umsorgen (und zwar etwas handfester als die diversen Zwergkaninchen, deren Neuheitswert wie Lebensdauer ziemlich bald erschöpft ist). Bei der Arbeit im Pferdestall trifft man sich mit den anderen pferdeversessenen Mädels (und ist umso weiter entfernt von den einschränkenden Sozialräumen von Elternhaus und Schule). Und dass ein gewisser Konsum (*Shopping!*) damit verbunden ist, wirkt heutzutage auch nicht direkt abschreckend (außer auf die Erziehungsberechtigten und damit Zahlungsverpflichteten). Dass man auf Pferden auch noch reiten kann, ist gar nicht so wichtig, aber auch keine schlechte Erfahrung, die noch dazu das Selbstvertrauen stärkt (und sieht es nicht wirklich cool aus? noch mehr Fotos!).

Dass das Pferd auf diese Art und Weise zu einem Mädchen-Tier geworden ist, hat eine gewisse Ironie: Denn lange Zeit hatte es vor allem als männliches Kampftier reüssiert. Seit der Antike gilt es als hohe Ehrung, wenn Feldherrn auf Reiterstandbildern abgebildet werden; in der Malerei hat sich sogar ein eigenes Genre, die Pferdemalerei, ausgebildet. Pferde gehörten zunächst zu den ältesten Arbeits- und Lasttieren der Menschheit, sie waren ein entscheidender Bestandteil seiner Zivilisationserfolgsgeschichte. Über all die Karren- und Bauerngäule hinaus jedoch ragen die berühmten Schlachtrosse der Weltgeschichte, für die vor allem Alexander der Große und sein Gefährte Bukephalos stehen. Das edle Ross galt als unbezähmbar – bis der junge Alexander kam und es überlistete: Er stellte fest, dass sich das Tier vor dem riesigen Schatten fürchtete, der durch den auf ihn sitzenden Reiter entstand, und drehte es deshalb so, dass es den Schatten nicht mehr sehen konnte. Das große Pferd begleitete den großen Alexander dreißig Jahre lang durch ganz Europa und große Teile Asiens – und damit deutlich länger als die

meisten seiner Feldherren und Verbündeten. Der Legende nach soll Bukephalos während des Indien-Feldzugs bei der Überquerung eines Flusses ertrunken sein. Alexander benannte zu seinen Ehren eine Stadt und errichtete ihm nach seinem Tod ein Denkmal. Nach alldem ist es vielleicht nicht erstaunlich, dass Bukephalos in einigen Quellen auch – als Einhorn bezeichnet wird.

In der Literatur kommt zum Einhorn und den berühmten Schlachtrossen ein weiteres mythologisches Pferd: Pegasus, das geflügelte Dichterross, der Inbegriff dichterischen Schöpfertums seit der Antike. Pegasus war der Sohn des Meergottes Poseidon und der Gorgone Medusa, bekannt durch ihr grauenerregendes Schlangenhaupt. Wie ein Meergott und eine Schlangenfrau ausgerechnet ein Pferd zeugen konnten, ist in der Biologie des Mythos ganz einfach zu erklären: Der Gott hatte nämlich in Gestalt eines Pferdes mit Medusa verkehrt; und als der Held Perseus (im Auftrag Athenes) Medusa köpfte, entsprang ihrem Kopf das geflügelte Pferd – und Kopfgeburten sind bekanntlich nicht an triviale Naturgesetze gebunden. Pegasus bewährt sich im Folgenden auf Erden ebenfalls redlich als Schlachtross; nach dem Tod seines Reiters Bellerophon kehrte er zum Olymp zurück und schuf dort, durch seinen Hufschlag, die beiden Dichterquellen Helikon und Hippokrene, aus denen fortan jeder Dichter trinken musste, wollte er denn wirklich einer sein (von Alkohol ist nicht die Rede; er kann jedoch erfahrungsgemäß gute Dienste als Substitut leisten, wenn Pegasus gerade anderweitig unterwegs ist).

Warum nun ausgerechnet ein Pferd, wenn auch eines mit Flügeln, zum Inbegriff des Dichtertums werden konnte, liegt nicht direkt auf der Hand. Möglicherweise hat es Heinrich Heine erfasst, der – wahrscheinlich nach einem kräftigen Schluck aus der Hippokrene bzw. ihrem Pariser Nebenfluss – schwärmte:

„Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung!

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgertums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwut,
Das pathetisch stampft und wiehert!

Goldbeschlagen sind die Hufen
Meines weißen Flügelrößleins,
Perlenschnüre sind die Zügel,
Und ich laß sie lustig schießen.“

Pegasus ist also ganz klar ein Fabelwesen, kein reales Pferd, und damit eine Kopfgeburt der Fiktion (und spricht dafür nicht schon seine bizarre Geburtsgeschichte?). Er kann galoppieren oder fliegen, liebt also die schnelle Bewegung und das damit verbundene Gefühl von Freiheit (und erwarten wir nicht von der Dichtung, dass sie uns über die Niederungen des Alltags hinweghebt, dass sie weite Gefilde mit uns durchstreift, dass sie uns in Bewegung versetzt, und zwar nicht gemächlich?) Er ist schon gar kein Karren- und Arbeitsgaul (wie die Dichtung selbst, die sich nicht vor den Karren von Meinungen und Absichten zwingen lässt, sondern auch das Nutzlose und Selbstzweckhafte feiert), sondern von schöner Gestalt und reich verziert (wie die Sprache der Dichtung, die nicht im Joch der Alltagskommunikation daher trottet, sondern reichgeschmückt mit Bildern und Klangfiguren rhythmisch trabt). Gleichwohl wird Pegasus vom Dichter gezügelt, wenn auch mit *„Perlen-*

schnüren“ (auch Kunst ist nicht völlig regellos und chaotisch, was man nach der fatalen Erfindung des „Originalgenies“ im 18. Jahrhundert gar nicht genug wiederholen kann!). Und indem der „*Karrengaul*“ und das „*Schlachtpferd*“ im Gedicht genannt werden, sind sie wenigstens als Gegenbild vorhanden – wie Rosinante sozusagen, die treue Gefährtin des Don Quijote, das reale Zerrbild eines Schlachtrosses und gleichwohl eine wahre Heldin der Weltliteratur und der Phantasie.

In der Philosophie hingegen gibt es, kategorisch, keine Einhörner und nur ziemlich wenig Pferde – auch wenn Platon und Aristoteles gern das Pferd als Beispiel für theoretische Überlegungen zur Begriffsbildung und zur Logik verwenden, wahrscheinlich gerade seiner Alltäglichkeit wegen. Anekdotische Berühmtheit hat allenfalls ein Karrengaul erlangt, nämlich derjenige offensichtlich besonders erbärmliche Vertreter dieser geschundenen Spezies, dem Friedrich Nietzsche am 3. Januar 1889 in Turin weinend um den Hals fiel – ein nur mangelhaft dokumentiertes Ereignis, das allgemein als der Beginn seines Wahnsinns betrachtet wird, gleichwohl aber eine gewisse Symbolik nicht verleugnen kann. Denn der Mensch war wahrlich nicht immer gut zu demjenigen Tier, das ihn in Kampf und Schlacht getragen hat, das er in Plastik und Malerei als Inbegriff tierischer Schönheit verherrlicht hat, das ihm weite Reisen ermöglichte vor Erfindung der Automobilität und das ihm seine Lasten trug, als es noch kein Kofferband gab. Insofern hat es eine – sicherlich vom Jonathan Swift, einem bekannten Spötter, beabsichtigte – ausgleichende poetische Gerechtigkeit, dass ausgerechnet die Pferde, die „*Houyhnhnms*“, in *Gullivers Reisen* diejenige Vernunft vertreten, die die Menschen – den „*Yahoos*“ im Land der Houyhnhnms – bisher nur prätendiert haben. Der für Menschen reichlich unaussprechlich anmutende Eigenname veranschaulicht eindrucksvoll die Fremdheit der Sprache der Houyhnhnms, die zudem nicht lügen können und schon deshalb als vollkommene Philosophen

gelten. Der Name bedeutet ganz einfach die „*Vollkommenheit der Natur*"; und eben diese Vollkommenheit der Natur, die die Houyhnhnms so perfekt vernünftig macht, fehlt den Menschen, den Yahoos, ganz offensichtlich.

Das zeigt sich vor allem darin, wie die Menschen die Pferde in ihrer Yahoo-Welt behandeln. Gulliver berichtet seinem dortigen Gastfreund, „*die Houyhnhnms, die wir bei uns Pferde nennen, seien die großmütigsten und zierlichsten Tiere, die wir besäßen; sie hätten ausgezeichnete Vorzüge durch Körperkraft und Schnelligkeit; wenn sie Personen von Stande gehörten, würden sie zu Reisen, Wettrennen und Wagenziehen gebraucht. Sie würden sehr sorgfältig und gütig behandelt, bis sie krank oder an den Füßen lahm wären. Dann aber verkaufe man sie und plage sie auf jede nur mögliche Art, bis sie tot seien; hierauf ziehe man ihnen die Haut ab und verkaufe diese nach dem Werte; den Leichnam aber lasse man von Hunden oder Raubvögeln fressen. Die gewöhnliche Pferderasse sei jedoch nicht so glücklich, sie werde von Pächtern, Fuhrleuten und anderem gemeinen Volke gehalten, die eine schwere Arbeit verlangten und schlechteres Futter gäben.*" Der Gastfreund ist verständlicherweise empört, noch mehr aber erstaunt darüber, dass die Menschen in dieser seltsamen Welt herrschten: „*Mein Herr sagte: Wenn es möglicherweise ein Land geben könne, wo nur Yahoos Vernunft besäßen, so müßten sie notwendig die herrschende Tierrasse bilden. Vernunft werde mit der Zeit stets die brutale Gewalt besiegen. Wenn er jedoch die Form unserer Körper und vorzüglich die des meinigen betrachte, so müsse er auf die Vermutung geraten, kein Geschöpf von meinem Wuchse müsse für die Anwendung der Vernunft in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens so schlecht geeignet sein. Er wünschte deshalb zu wissen, ob meine Landsleute mir oder den Yahoos seines Vaterlandes glichen. Ich gab ihm die Versicherung, ich sei so gebaut wie die meisten meines Alters; die Frauen seien jedoch bei weitem zarter und sanfter und ihre Haut gewöhnlich so weiß wie Milch. Er erwiderte: Ich sei wirklich von anderen Yahoos sehr verschieden, reinlicher und nicht so häß-*

lich; hinsichtlich des Nutzens sei ich jedoch, wie er glaube, im Nachteil; meine Nägel könne ich weder an den Vorder- noch Hinterfüßen gebrauchen; meine Vorderfüße könne er nicht mit diesem Namen bezeichnen, denn er habe nie bemerkt, daß ich auf ihnen einhergehe; sie seien zu weich, um die Härte des Bodens zu ertragen; ich halte sie gewöhnlich nicht bedeckt; die Bedeckung jedoch, die ich dabei anwende, sei nicht von derselben Form und auch nicht so stark wie bei den Hinterfüßen; ich könne mit keiner Sicherheit gehen, denn sobald einer meiner Hinterfüße ausgleite, so müsse ich unfehlbar zu Boden fallen". Das kluge Pferd findet noch jede Menge weiterer Mängel, und auch Gulliver kann schließlich nicht mehr begreifen, wie es jemals geschehen konnte, dass ausgerechnet die Menschen sich für die überlegene, allein vernunftbegabte Spezies halten konnten: Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland widmet er sich vor allem seinen Pferden, und weniger seiner menschlichen Familie.

Dass *Yahoo!* inzwischen eine ganz andere Bedeutung hat, würde Swift wahrscheinlich eher für einen weiteren Beweis für die unendliche Unvernunft der Menschen halten, die nun auch noch mit Maschinen die ganze Welt überziehen und ihren Herrschaftsanspruch über die vermeintlich unvernünftige Kreatur dokumentieren (tatsächlich soll, aber auch das mag Legendenbildung sein, der Name des ursprünglich als Suchmaschine gestarteten Internet-Unternehmens darauf zurückgehen, dass einer der Gründer von seiner Freundin als „Yahoo" verunglimpft wurde, was – abgeleitet von Swift – ein Schimpfwort für ungebildete, ländliche Südstaatler war). Das Einhorn hingegen darf zwar noch durch magische Harry-Potter-Welten galoppieren, aber danach ist es wahrscheinlich wirklich ausgestorben: Wer braucht noch wundertätige Hörner in den Zeiten virtueller Allheilkraft und Viagras? Schon Christian Morgenstern ahnte jedoch, dass mit dem Einhorn vielleicht auch unser eigenes Schicksal als Menschen eng verbunden ist:

„Das Einhorn lebt von Ort zu Ort
nur noch als Wirtshaus fort.

Man geht hinein zur Abendstund
und sitzt den Stammtisch rund.

Wer weiß! Nach Jahr und Tag sind wir
auch ganz wie jenes Tier

Hotels nur noch, darin man speist –
(so völlig wurden wir zu Geist).

Im ‚Goldnen Menschen' sitzt man dann
und sagt sein Solo an ...“

Quellen:

The Last Unicorn (1982), Zeichentrickfilm produziert von Jules Bess und Arthur Rankin jr. nach einer Erzählung von Peter S. Beagle, *Two Hearts* (2004)

Heinrich Heine: *Atta Troll – Ein Sommernachtstraum* (1847)

Jonathan Swift: *Gulliver's Travels* (1726) (dt.: *Gullivers Reisen*)

Christian Morgenstern: *Palmström* (1910)

Dumbo beim Schönheitschirurgen



Der Zirkusdirektor hatte ihn geschickt, diesen Mann, der sich „Doktor“ nannte, einen sehr eleganten Anzug trug und nun mit einer Mappe Fotos auf dem Tisch vor sich auf ihn einredete. Es sei doch sehr schade, dass ihn alle immer so mobbten, seiner großen Ohren wegen; er sei ein Außenseiter, wer wolle das schon, und sogar die Werbeagenturen, die sonst so eifrig nach Elefanten als sympathische Werbeträger suchten, machten einen großen Bogen um ihn (aha, dachte Dumbo, jetzt kommen wir langsam zur Sache, und wackelte ein wenig mit den Ohren, um zu signalisieren, dass er auch aufmerksam zuhöre) – alles nur dieser Ohren wegen! Da könne man heute nämlich chirurgisch eine Menge machen: nicht nur die Ohren ein bisschen verkleinern – er habe hier eine Reihe Fotos von Elefantendamen, die diese ganz kleine und fast völlig schmerz- und nebenwirkungsfreie Operation sehr zu ihrer Zufriedenheiten habe durchführen lassen; man könne auch den Rüssel verlängern, wenn das gewünscht würde (das sei ja gerade für junge Elefantenbullen von einiger Wichtigkeit, raunte der Doktor und blinzelte verschwörerisch; Dumbo wackelte wieder

ein wenig mit den Ohren, er war ja ein wohlerzogener Elefant, auch wenn er keine Ahnung hatte, was der Mann eigentlich meinte). Oder die Stirnfalten wegretuschieren, das mache so viel jünger! (Dumbo fühlte sich eigentlich gar nicht alt) Und ein wenig die Stoßzähne bleichen, ja, das sei alles gar kein Problem! Dumbo würde dann nicht nur weise und stark sein, sondern ein Sexsymbol, ein Superstar! Dumbo sagte leise, und seine Ohren wurden ein klein wenig rot dabei: Dann kann ich aber nicht mehr fliegen. Ach, fliegen, sagte der Doktor; dafür hat man doch heute Flugzeuge, sie heißen sogar Jumbojets, was will man mehr? Lieber zu große Ohren als einen zu kleinen Verstand, murmelte Dumbo, da hilft nämlich alles Operieren nichts; und er breitete seine Ohren majestätisch aus und wackelte so stark mit ihnen, dass das wohlgefönte Haar des Doktors zerzaust und die Fotos von den kleinohrigen Elefanten-Damen in alle Winde zerstreut wurden.

***

Dumbo, der fliegende Elefant ist eine der allerrührendsten Disney-Geschichten. Der Zeichentrickfilm aus dem Jahr 1941 erzählt das Schicksal eines kleinen Zirkuselefanten, dem lang ersehnten Sohn von Mrs. Jumbo, einer schon etwas betagten Elefantendame. Als „Dumbo“ verspotten ihn bald die anderen Elefanten und die Kinder: Hat er doch selbst für einen Elefanten außergewöhnlich große Ohren, die ihn als „dumb“ (engl. dumm) erscheinen lassen. Seine Mutter verteidigt ihren Sprössling jedoch mit allen, auch ziemlich brachialen Mitteln. Sie wird dafür in einen Käfig gesperrt, was Dumbo beinahe das Elefantenherz bricht. Dafür gewinnt er einen neuen Freund, und zwar ausgerechnet eine Maus – die Angst der großen Elefanten vor den kleinen Mäusen (oder gar vor den winzigen Mücken) ist seit Äsop ein altes Fabelthema, dessen Lehre auf der Hand liegt: Größe allein macht nicht unverletzbar, und fürchten tun wir uns alle, Elefanten und Menschen und Mäuse, genauso. Die Maus Timothy allerdings macht Dumbo keine Angst, sondern

Mut: Er soll der Star einer neuen Zirkusnummer werden, indem er auf die Spitze eines großen Elefantenturms springt. Dumbo aber erweist die Richtigkeit eines weiteren Elefanten-Klischees, indem er sich ungeschickt beträgt wie der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen: Beim entscheidenden Auftritt stolpert er über seine allzu großen Ohren und wird deshalb schnurstracks zur lustigen Figur degradiert und den Clowns zugeteilt. Das kann jedoch gerade noch verhindert werden, denn Dumbo entdeckt – beflügelt durch einen unabsichtlichen Alkoholgenuss –, dass er fliegen kann, und zwar sogar ohne die angebliche „Zauberfeder“, die ihm seine neuen Rabenfreunde als magische Flughilfe untergeschoben hatten. Ein fliegender Elefant – das ist natürlich eine Hauptattraktion, zumindest vor der Erfindung des Jumbojets, und deshalb wird Dumbo nun vom Opfer zum Star, wiedervereinigt mit seiner Mama und in Zukunft vermarktet von einer klugen Maus.

Dass Elefanten eine der klassischen Hauptattraktionen im Zirkus sind, haben sie einer Reihe von biologischen Besonderheiten zu bedanken. Die erste ist, unübersehbar, ihre imponierende Größe: Elefanten sind die größten lebenden Landtiere, sie können mehrere Meter lang und mehrere Tonnen schwer werden. Aber es ist wirklich nicht nur die schnöde Größe, die zählt. Schon Johann Gottfried Herder führte dazu in seiner ausführlichen Beschreibung des Elefanten in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* aus: *„Der Elefant, so unförmlich er scheinet, gibt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebenden Tieren. Zwar ist sein Gehirn, der Größe des Tiers nach, nicht übermäßig; die Höhlen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich.“* Elefanten gelten zudem als besonders kluge Tiere. Neuere Versuche haben gezeigt, dass sie wahrscheinlich, ähnlich wie Affen, über Selbstbewusstsein verfügen; sie können zählen lernen, betrauern ihre Toten und verständigen sich mit für den Menschen nicht wahrnehmbaren Infraschall-

lauten (das laute „Taräää" des Kinderstars Benjamin Blümchen ist also eigentlich nur Show). Herder hebt des Weiteren die trotz ihrer Größe diffizile Sinnlichkeit hervor: *„Die zahlreichen Nerven des Tiers wenden sich großenteils zu den feinern Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben soviel als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn; er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander. Das geistvolle Auge des Elefanten (das auch am untern Augenlide, dem Menschen und sonst keinem Tier gleich, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat) hat also die feinern fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Tier hinreißt, gesondert.*"

Der Elefant ist aber nicht nur ein sehr großes, feinfühliges und überaus kluges Tier; er gilt darüber hinaus sogar als weise. Das hängt damit zusammen, dass er trotz seiner physischen Überlegenheit kein wilder Jäger, sondern ein harmloser Pflanzenfresser ist, der den größten Teil des Tages damit beschäftigt ist, die ca. 200 kg Nahrung, die er täglich benötigt, in sich hineinzumümmeln (und sie mit ca. 100 Litern Wasser herunter zu spülen); Herder kommentiert: *„zur wilden Freßgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sein mußten; ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubtier, der wütende Hunger quälen. Friedlich und reinlich lieset er die Kräuter, und weil Geruch und Mund voneinander getrennt sind, brauchet er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit.*" Die gleiche Mäßigkeit gilt sogar, und das macht ihn nun endgültig zu einem wahren Philosophen im Tierreich, für den tierischsten aller Triebe, den Fortpflanzungstrieb: *„Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet, so daß diese ihn eben aus dem Grunde bis zur Begattung begleitet. Kein Trieb des Geschlechts verwildert ihn; denn die Elefantin trägt neun Monate, wie der Mensch, und säuget ihr Junges an Vorderbrüs-*

ten". Elefantenweibchen sind sogar, wie man heute weiß, ungefähr zwei Jahre trächtig, bevor sie ein einziges Kalb gebären; es wird im Familienverband aufgezogen, der von einer weisen, älteren Elefantenkuh geleitet wird (die Jungbullen hingegen leben, sobald sie unausstehlich werden, als Einzelgänger und werden nur zu Paarungszwecken kurzfristig zugelassen; das Modell wäre, als Alternative zu Fußball und anderen Kampfhandlungen, vielleicht auch für die Spezies Mensch zu erwägen).

Berühmt sind schließlich das hohe Alter und das langlebige Gedächtnis der Elefanten, für das Arthur Schopenhauer ein Beispiel zu erzählen weiß: *„Eine schwache Spur von Reflexion, von Vernunft, von Wortverständnis, von Denken, von Vorsatz, von Überlegung, gibt sich in den vorzüglichsten Individuen der obersten Tiergeschlechter allerdings bisweilen kund, zu unserer jedesmaligen Verwunderung. Die auffallendsten Züge der Art hat der Elephant geliefert, dessen sehr entwickelter Intellekt noch durch die Übung und Erfahrung einer bisweilen zweihundertjährigen Lebensdauer erhöht und unterstützt wird. Von Prämeditation, welche uns an Tieren stets am meisten überrascht, hat er öfter unverkennbare Zeichen gegeben, die daher in allbekannten Anekdoten aufbewahrt sind: besonders gehört dahin die von dem Schneider, an welchem er, wegen eines Nadelstiches, Rache nahm. Ich will jedoch ein Seitenstück derselben, weil es den Vorzug hat, durch gerichtliche Untersuchung beglaubigt zu sein, hier der Vergessenheit entreißen. Zu Morpeth, in England, wurde, am 27. August 1830, eine Coroner's inquest gehalten, über den von seinem Elephanten getöteten Wärter Baptist Bernhard: aus dem Zeugenverhör ergab sich, daß er zwei Jahre vorher den Elephanten gröblich beleidigt und jetzt dieser, ohne Anlaß, aber bei günstiger Gelegenheit, ihn plötzlich gepackt und zerschmettert hatte."* Elefanten sind jedoch nicht nur nachtragend, sondern nachdenklich; für Montaigne waren sie sogar der Beweis dafür, dass auch Tiere Religion haben können: *„Ja, wir können auch sagen, daß die Elephanten etwas von einer Religion haben, weil sie, wenn sie sich erst verschiedentlich gewaschen und gereiniget haben,*

den Rüssel, wie wir die Arme empor heben, die aufgehende Sonne steif ansehen, und gewisse Stunden des Tages gleichsam nachdenkend und betrachtend stehen. Dieses tun sie aus eigenem Triebe, ohne Anweisung, und ungeheissen". Der offensichtlichste Beweis für die Überlegenheit des Elefanten sind aber schließlich auch für Herder – siehe Dumbo – seine Ohren: „*Seine Ohren sind größer als bei einem andern Tier, dabei dünne und nach allen Seiten gebreitet; ihre Öffnung liegt hoch, und der ganze, dennoch kleine Hinterkopf des Tiers ist eine Höhle des Widerhalls, mit Luft erfüllet. So wußte die Natur die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Ökonomie der Nerven zu paaren. Ein König der Tiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit*"!

Weisheit, Keuschheit, Gelassenheit – diese philosophischen Eigenschaften machen den Elefanten auch zu einem Star in der mythologischen Zoologie. Die wichtigste Rolle spielt er – was sein Verbreitungsgebiet nahelegt – in der indischen Mythologie. Der elefantenköpfige Gott Ganesha ist einer der populärsten hinduistischen Götter schlechthin; er steht in jedem Haushalt, an jeder Straßenecke, man opfert ihm gern und viel. Das ist gut, denn Ganesha ist nicht nur weise wie die Elefanten, sondern auch naschhaft und fröhlich, freundlich und gütig, humorvoll und verspielt; er beschützt die Künste ebenso wie die Wissenschaften, symbolisiert aber auch den Handel und Wohlstand, ist ein begnadeter Liebhaber und hilft bei der Überwindung aller Hindernisse – ein echter Elefanten-Alleskönner also!

Etwas unklar ist die – mit Sicherheit jedoch: tragende – Rolle des Elefanten in der hinduistischen Schöpfungsgeschichte. Airavata, der zuerst erschaffene weiße Elefant, ist das Reittier des Schöpfergottes Indra. Er gehört zudem zu den heiligen Elefanten, die die Welt auf ihren Schultern tragen und die Himmelsrichtungen verkörpern. In einer etwas anderen Variante – die Elefanten stehen zusätzlich noch auf dem Rücken einer großen Schildkröte – hat diese Geschichte eine abenteuerliche

Karriere in der abendländischen Philosophie gemacht; diente sie doch einer Reihe berühmter Philosophen dafür, die Leistungen bzw. Grenzen des metaphysischen Substanz-Begriffs zu demonstrieren. Der Empirist John Locke hatte in seinem *Versuch über den menschlichen Verstand* gespottet: *„Als man zuerst auf den Begriff der Accidenzen, als einer Art Dinge, die des Anhängens bedürften, geriet, musste man das Wort Substanz erfinden, um sie zu tragen. Hätte der arme indische Philosoph (der meinte, auch die Erde bedürfe Etwas, was sie trage) nur das Wort Substanz gekannt, so hätte er sich mit seinem Elephanten nicht zu bemühen brauchen, der sie tragen sollte, und nicht mit der Schildkröte, um den Elephanten zu tragen; das Wort: Substanz hätte dies allein geleistet. Und der indische Philosoph hätte auf die Frage, was Substanz sei, ganz gut, ohne zu wissen, was sie sei, antworten können, sie sei das, was die Erde trage, da man es ja für eine genügende Antwort und gute Lehre halte, wenn ein europäischer Philosoph ohne zu wissen, was die Substanz ist, sage, sie sei das, was die Accidenzen trage. Man hat daher von der Substanz keine Vorstellung, was sie ist, sondern nur eine verworrene und dunkle von dem, was sie tut"*. Als „europäischer Philosoph" verteidigt daraufhin Gottfried Wilhelm Leibniz den Begriff der Substanz: *„Ich glaube also, daß die Philosophen nicht verspottet zu werden verdienen, wie hiebei geschieht, indem man sie mit jenem indischen Weisen vergleicht, welcher auf die Frage, wodurch die Erde gehalten würde, antwortete, durch einem großen Elefanten, und dann auf die Frage, was den Elefanten halte, antwortete, es wäre eine große Schildkröte und endlich, als man ihn zu sagen drängte, worauf die Schildkröte sich stütze, zu erklären gezwungen war, es sei etwas, was er nicht wisse. Indessen ist diese Betrachtung von der Substanz, so unwichtig sie auch scheinen mag, nicht so leer und unfruchtbar, wie man denkt. Es gehen daraus für die Philosophie die bedeutendsten Folgerungen hervor, die ihr ein neues Aussehen zu geben fähig sind."*

Dass es gerade der Elefant ist, der auf seinem Rücken die Welt trägt (ob nun mit Schildkröte oder ohne im

Unterbau, und ob als Substanz oder als Akzidenz), hat vor allem mit seiner Größe zu tun; er ist nun einmal nicht nur ein Zirkus-, sondern traditionell ein Last- und Arbeitstier. Berühmt waren, schon vor Hannibal, die Kriegselefanten, ein frühes Beispiel einer schwergewichtigen Kampfmaschine, die alles niederwalzt, was sich ihr in den Weg stellt. Der Elefant hat jedoch auch noch mehr friedliche Weisheit zu lehren. So ist in verschiedenen östlichen Religionen und Kulturen das Gleichnis von den blinden Männern und dem Elefant verbreitet. Es geht in der Geschichte darum, das Wesen eines Elefanten (seine Substanz, sozusagen) dadurch zu erkennen, dass man ihn abtastet; die Tastenden sind jedoch, leider, alle blind. Eine launige neuere Version hat John Godfrey Saxe mit seinem Gedicht *The blind men and the Elephant* gegeben, das die Grundsituation des philosophischen Experiments folgendermaßen skizziert:

"It was six men of Indostan
To learning much inclined,
Who went to see the Elephant
(Though all of them were blind),
That each by observation
Might satisfy his mind."

Der erste Blinde, der ausschließlich den massigen Körper des Elefanten von der Seite abtastet, kommt zu dem unbezweifelbaren Schluss, es müsse sich um eine Mauer handeln. Der zweite leitet aus seiner Untersuchung des Stoßzahnes ab, ein Elefant sei ein Speer. Der dritte hat den Rüssel zu fassen bekommen und meint, eine Schlange erkannt zu haben. Der vierte hat es nur bis zum Knie gebracht, das er ganz eindeutig als Baum beschreibt. Der fünfte (endlich!) hat sich auf das Ohr konzentriert: Es ist ein Fächer! Und der sechste packt den Elefanten beim Schwanz und erklärt ihn zum Seil. Das Gedicht endet in einer klassischen philosophischen Ur-

szene, nämlich dem – meist ergebnislosen – Streitgespräch:

"And so these men of Indostan
Disputed loud and long,
Each in his own opinion
Exceeding stiff and strong,
Though each was partly in the right,
And all were in the wrong!"

Der Fehler liegt – im doppelten Sinne – auf der Hand: Die Blinden glauben, das Wesen des Elefanten allein aufgrund seiner Akzidenzen – also in diesem Fall: einzelner, für ihn mehr oder weniger charakteristischer Teile – erkennen zu können; sie sind jedoch doppelt blind, weil sie nicht erkennen, dass sie die Realität jeweils nur in dem begrenzten ihnen zugänglichen Ausschnitt wahrgenommen haben. Daraus können nun eine Menge unterschiedlicher philosophischer Schlüsse über das Wesen von Realität (komplex, wie ein Elefant) und das Wesen von Erkenntnis (meist begrenzt, wie der Mensch) abgeleitet werden – und vielleicht sogar die schöne englische Redewendung vom *„elephant in the room"* als Beispiel dafür, dass etwas riesengroß und eigentlich unübersehbar im Raum vor einem stehen kann, ohne dass man es wahrnehmen kann oder will oder soll. Wir halten es jedoch abschließend mit Dumbo, dem kleinen Dickhäuter (die Haut der Elefanten ist übrigens wirklich zwei Zentimeter dick!) mit den übergroßen Ohren, für den in besonderer Weise gilt, was Joachim Ringelnatz in einem Gedicht über Elefanten und Menschen gesagt hat:

„Sie tragen unter zementiger Haut
Viel Weiches und viel Zartes.
Wer richtig in ihren Rachen schaut,
Gewahrt es.

Sie lassen von Leuten, die außen weich,
Innen hart sind, sich erschießen.
Ich glaube: Ihr kommt ins Himmelreich,
Ihr Riesen!“

Quellen:

Dumbo (1941), Walt-Disney-Studios, nach *Dumbo the Flying Elephant* (1939) von Helen Aberson und Harold Pearl

Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-91)

Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)

Michel de Montaigne: *Essais* (1580)

John Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (1690) (dt.: *Versuch über den menschlichen Verstand*)

Gottfried Wilhelm Leibniz: *Nouveaux Essais sur L'entendement humain* (1704) (dt.: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*)

John Godfrey Saxe: *The blind Man and the Elephant* (1881)

Joachim Ringelnatz: *Flugzeuggedanken* (1929)

Esel beim Psychotherapeuten



Der Psychotherapeut hatte ihn nicht lange bitten müssen, da legte Esel schon los. „Ich kann es wirklich nicht mehr hören: dummer Esel, fauler Esel, störrischer Esel, eingebildeter Esel – seit Ewigkeiten hacken sie auf uns herum! Immer die gleiche Soße! Wenn sie in ihre Bücher hässliche Falten knicken, sind das ‚Eselsohren'! Wenn sie zu dämlich sind, sich drei Wörter hintereinander zu merken, bauen sie sich eine ‚Eselsbrücke'! Dabei sind wir genau das Gegenteil von alledem! Seit Jahrhunderten tragen wir eure Lasten, weil ihr selbst zu faul dazu seid! Wir bringen euch sicher auf hohe Berge, weil ihr nicht klettern könnt, mit euren platten Füßen und den stöckeligen Schuhen! Wenn wir nicht auf eure Kommandos springen, denkt ihr, wir seien störrisch. Wir haben aber nur einen ausgeprägten eigenen Willen – was man nun wirklich nicht von allen Menschen behaupten kann, schaut euch doch nur einmal eure Werbung an! Ach, und eingebildet – da kann ich ja nur wiehern vor Lachen! Und weißt Du, was das Allerschlimmste ist? Dass ich nicht einmal jetzt einen eigenen Namen bekommen habe! Vier Filme neben diesem nun wirklich nicht besonders hellen Oger, und überall steht sein Name in großen

Buchstaben: SHREK! (noch nicht einmal der Name ist hübsch!). Ich aber bin ‚Esel', sonst nix. Einfach ‚Esel'". Esel holte tief Luft, da plapperte der Psychotherapeut schon mit seiner dünnen, etwas hektischen Menschenstimme dazwischen: Natürlich. Das könnte nun wirklich jeder E- (an dieser Stelle verschluckte er sich offenbar) verstehen. Aber ihm könne geholfen werden, jawohl! Am besten käme er Montag gleich in die Tier-Selbsthilfe-Gruppe; sie hätten schon ein Chamäleon mit Identitätsproblemen, ein Stinktier mit einer Sozialphobie und eine größenwahnsinnige Maus, die sich für einen Elefanten hielt, sie würden sich sicherlich glänzend verstehen. Dienstag würde er dann eine Urschrei-Therapie vorschlagen, für die Esel ja stimmlich bestens ausgerüstet sei; nach einer Stunde I-A aus vollem Halse werde er sich viel befreiter fühlen! Mittwoch könne er mit ihm in die Stadt kommen und kleine Sticker verteilen, für die Kinder, vielleicht mit einer Aufschrift: „Esel sind keine Esel!" Ab Donnerstag sollten sie ernsthaft über eine Diät-Umstellung nachdenken; die vielen Disteln hätten ihn vielleicht etwas stachlig im Umgang gemacht (‚passiv-aggressiv', sagte er). Vielleicht wären Gänseblümchen doch auch ganz lecker, die könnte man auch besser auf dem Sticker abbilden? Und Freitag dann, das würde der absolute Höhepunkt, würden sie gemeinsam nach einem neuen Namen suchen; einem Namen, der seine eigentliche Tiefen-Identität zum Ausdruck brächte, mit dem er sich vollständig identifizieren könnte, der seine Minderwertigkeitsgefühle ein- für allemal besiegen würde – begeistert von seinen Visionen machte der Therapeut eine Pause, um tief Luft zu holen – und am besten solle er gleich mitkommen und seine Versicherungskarte abgeben (eine reine Formalität, für die Rechnung). Esel aber bewegte sich nicht von seinem Platz. Keine guten Worte, keine Disteln halfen, kein Schieben und Drücken. Nach einer Woche, am Freitag, stand er auf und sagte: Mein Name ist Esel.

***

Esel haben immer die Nebenrollen. Neben oder gar hinter dem „edlen Ross“ stehen sie da, graubraun, großohrig, irgendwie lächerlich. Ab und zu dürfen sie mal einen Helden tragen, aber höchstens einen Nebenhelden, wie Sancho Pansa eben beispielsweise. Sie singen keine schönen Lieder, sondern produzieren nur rostige Vokale: Ihr Repertoire ist auf „I“ und „A“ beschränkt. Sie sind nicht der „beste Freund des Menschen“, sondern nur derjenige, auf den alles abgeladen wird: Lasten, Fußkranke, schlechte Scherze. Selbst in einem der größten Erfolge des Animationsfilms, der vierteiligen *Shrek*-Serie, ist Esel zwar der wichtigste Freund und Unterstützer des titelgebenden Ogers, hat aber noch nicht einmal einen eigenen Namen bekommen (wie übrigens auch Sancho Pansas Esel, der einfach nur so heißt wie seine Farbe: *rucio*, eselsgrau). In *Shrek* ist Esels wichtigstes Merkmal, dass er sprechen kann. Das sollte nun in einer Märchenwelt nicht für besondere Aufmerksamkeit sorgen, tut es seltsamerweise aber; und zwar vor allem deshalb, weil er plappert wie ein Weltmeister: "*I'm sorry, the position of annoying talking animal has already been filled!*", so wehrt er in *Shrek 2* einen möglichen Konkurrenten um den besten *sidekick* des Haupthelden ab. Esel liebt Süßspeisen und hasst Spinnen; und er gilt mit seinem sonnigen Charakter als eigentlicher Erfolgsgarant des Film, als *„breakout character“*: eine Nebenrolle, die sich zur heimlichen Hauptrolle verselbständigt hat. Dass sein reales Vorbild aus einem kalifornischen Eselspark den Namen „Perikles“ trug, weist immerhin schon auf seine verborgenen philosophischen Potentiale hin – auch wenn die Filmmacher nur die Bewegungsmuster von Perikles übernommen haben, und eben nicht den Namen. Im Film heißt Esel einfach „Donkey“ (oder deutsch „Esel“) und ist damit offensichtlich eine Inkarnation des Eselseins schlechthin, ein Typus, kein Individuum.

Dass Esel sprechen, ist den meisten von uns aus Kinderzeiten wohlbekannt. Wir erinnern uns an die „Bremer Stadtmusikanten“, in denen der von seinem Herrn

missbrauchte alte Esel die animalische Aussteigergruppe mit dem unsterblichen Satz motiviert: „*Etwas Besseres als den Tod findest du überall*“! Die Tradition geht jedoch viel länger zurück, bis zur Bibel nämlich. Im 4. Buch Mose will der König der Moabiter den berühmten Propheten Bileam vom Euphrat engagieren, um die Israeliten zu verfluchen. Bileam macht sich etwas widerwillig auf den Weg – aber Gott selbst hatte ihm in der Nacht gut zugeredet –, und zwar auf dem Rücken seiner Eselin. Und es begab sich folgendes: „*Da trat der Engel des HERRN in den Pfad bei den Weinbergen, da auf beiden Seiten Wände waren. Und da die Eselin den Engel des HERRN sah, drängte sie sich an die Wand und klemmte Bileam den Fuß an der Wand; und er schlug sie noch mehr. Da ging der Engel des HERRN weiter und trat an einen engen Ort, da kein Weg war zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Und da die Eselin den Engel des HERRN sah, fiel sie auf ihre Knie unter Bileam. Da ergrimmte der Zorn Bileams, und er schlug die Eselin mit dem Stabe. Da tat der HERR der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam: Was habe ich dir getan, daß du mich geschlagen hast nun dreimal? Bileam sprach zur Eselin: Daß du mich höhnest! ach, daß ich jetzt ein Schwert in der Hand hätte, ich wollte dich erwürgen! Die Eselin sprach zu Bileam: Bin ich nicht deine Eselin, darauf du geritten bist zu deiner Zeit bis auf diesen Tag? Habe ich auch je gepflegt, dir also zu tun?*

Die Eselin beruft sich also ganz selbstverständlich auf ihre tierische Würde als fühlendes Geschöpft, und zwar nach der goldenen philosophischen Regel „Was du nicht willst, dass man dir tu“ – auch wenn das nicht die theologisch korrekte Deutung der Stelle sein mag. In der philosophischen Rezeption der Geschichte wird zwar immer wieder die einfache Weisheit des Esels gelobt, aber gleichzeitig wittert man die Gefahren, die von sprechenden Tieren ausgehen. So erwägt beispielsweise John Locke: „*Denn wenn auch die Definition von dem ‚vernünftigen Tiere‘ noch so hoch gestellt wird, so würde doch schwerlich ein Geschöpf für einen Menschen gelten, was zwar Ver-*

nunft und Sprache, aber nicht die gewöhnliche menschliche Gestalt besässe, wenn es auch sonst noch so sehr ein ‚vernünftiges Tier' wäre; und hätte Bileam's Esel immer so vernünftig, wie das eine Mal, mit seinem Herrn gesprochen, so würde dieser ihn doch schwerlich des Namens Mensch für würdig erachtet und ihn von gleicher Art mit sich angesehen haben." Weder Sprache noch Vernunft sind also hinreichend, um die gleichen Rechte wie ein Mensch zu beanspruchen, wenn man das Pech hat, ein – Esel zu sein. Locke argumentiert hier zwar im Einklang mit dem *common sense*, unter emanzipatorischen Gesichtspunkten jedoch genauso unaufgeklärt wie Bileam: Ein Esel ist ein Esel ist ein Esel; ein wahrer Esel aber, wer anders dächte!

Immerhin jedoch haben die Esel wenigstens im Christentum einen guten Ruf, und das nicht nur wegen der Weisheit von Bileams Eselin. Sie tragen nicht nur auf mittelalterlichen Gemälden – sehr demütig und sehr dekorativ – Maria auf ihrer Flucht nach Ägypten über steile Felshänge. Auf einem Esel reitet sogar der Heiland persönlich bei seinem Einzug nach Jerusalem; er erfüllt damit eine alttestamentarische Prophezeiung, der Messias werde auf einem Esel reitend kommen, sein Weltreich also voller Demut antreten. Das hat, vom Inhalt der Prophezeiung einmal abgesehen, einen durchaus realen Hintergrund: Esel gehören zu den ältesten domestizierten Lasttieren, noch vor den Pferden; sie sind zwar nicht so schnell wie diese, können aber besser auf unebenem Grund gehen und sind insgesamt zäher und bedürfnisloser. Zwar gelten sie als nicht leicht lenkbar – eben als störrisch –, werden aber trotzdem bis heute gern zu Beförderungszwecken in unwegsamen Gelände eingesetzt, beispielsweise im Tourismus, wo ihr Äußeres wenigstens als pittoresk empfunden wird und damit trinkgeldträchtig ist (für die Eselstreiber, natürlich).

In der griechischen und römischen Antike hingegen genoss das brave Lasttier keinen guten Ruf. In den äsopischen Fabeln beispielsweise kommt der Esel durchwegs schlecht weg, ja, sie etablieren wirkungsmächtig

die bis heute verbreiteten, nicht sehr schmeichelhaften Esel-Klischees. So erzählt Äsop vom „eingebildeten Esel“ in einer gleichnamigen Fabel: *„Mit einem Götterbild belud ein Landmann seinen Esel, und viele, die vorüberkamen, machten ihre Reverenz. Davon ließ sich der Esel blenden und meinte, daß ihm die Verehrung der Bauern gelte, und Sprünge machend, suchte er den Gott von sich zu werfen. Da schlug ihn sein Herr mit dem Knüppel und sagte: ‚Ein Esel bist du, magst du einen Gott auch tragen, und nicht den Göttern gleich.‘* Wenn es sich um Bileams Eselin gehandelt hätte, wäre sicherlich eine schlagfertige Antwort zu erwarten gewesen; vielleicht: „Wer Esel schlägt, ist auch nicht besser; ich trage wenigstens einen Gott, du nur einen Knüppel“. Aber Äsop zeigt kein Erbarmen, sondern spottet sogar wenig feinfühlig über das bittere Schicksal des Esels als ewiger Lastträger: *„Einst schickten die Esel, verärgert über ihre beständigen Plackereien und Quälereien, Gesandte zu Zeus und ersuchten ihn um Befreiung von ihren Nöten. Weil dieser ihnen vor Augen führen wollte, daß das unmöglich sei, erwiderte er ihnen, sie könnten vielleicht dann aus ihrer mißlichen Lage erlöst werden, wenn sie aus ihrem Urin einen Fluß bildeten. Die Esel nahmen das für bare Münze und halten es von daher bis auf den heutigen Tag so, daß sie, wenn sie den Urin eines der Ihren erblicken, sich auch hinstellen und ihr Wasser abschlagen“.* Den Schluss liefert er gleich mit, damit es auch jeder begriffsstutzige Esel versteht: *„Die Fabel beweist, daß niemand an seinem Schicksal etwas ändern kann.“*

Kann der arme Esel an seinem Schicksal wirklich nichts ändern? Man muss zugeben, dass die Ausgangslage extrem schlecht ist. Das beginnt mit dem Namen, vor allem im englischen Sprachraum: Der Hausesel, *Equus asinus asinus,* wird dort anagrammatisch abgekürzt als „ass“ bezeichnet – ein Schimpfwort, das in seiner Alltags- und Zweitbedeutung noch deutlich drastischer als das deutsche „Esel!“ ist. Zudem hat ihm das Schicksal nicht gerade mit einem attraktiven Äußeren ausgestattet: Meist ist er grau oder braun, also in un-

auffälligen Deckfarben gehalten, die höchstens vom sogenannten dunklen „Aalstrich“ auf dem Rücken ästhetisch aufgepeppt werden. Er ist kleiner als das Pferd und hat dafür größere Ohren – was allgemein auch nicht gerade als Schönheitsideal gilt –; die Mähne ist nicht seidig und lockig, sondern kurz und bürstenartig aufgestellt, und sein Schwanz hat eine lustige Quaste, was schon das Positivste ist, was man darüber sagen kann.

Insofern ist es kein Wunder, dass eine der bekannteren Esel-Nebenfiguren der Populärkultur ein veritabler Misanthrop und Melancholiker ist: Eyeore, einer der Freunde von Winnie-the-Pooh, hat zwar wenigstens einen eigenen Namen, aber der ist eigentlich auch nur eine phonetische Nachahmung seines Eselrufs. Allein lebt er in einer abgelegenen Ecke des Hundert-Morgen-Waldes, die als *„gloomy“* bezeichnet wird, in einem sehr provisorischen Haus aus Stöcken, das ständig versehentlich zerstört wird und wieder aufgebaut werden muss. Ähnlich ist es mit seinem Schwanz: Da er nur mit einem Reißnagel befestigt ist, wird er mal als Klingelzug missbraucht, mal bleibt er irgendwo hängen oder geht verloren. Das jedoch hat Eyeore als Bestätigung seines ewigen Esel-Schicksals längst akzeptiert. Alles Unglück, das jemals passieren wird, wird ihm passieren: *„Could be worse. Not sure how, but it could be“*, ist eine seiner melancholischen Allerwelts-Maximen. Immerhin jedoch weiß Christopher Robin, wie man den Schwanz wieder befestigt, und insgesamt kann man sich nicht beschweren: *“I have my friends. Somebody spoke to me only yesterday. And was it last week or the week before that Rabbit bumped into me and said Bother!”* Andererseits sind eben diese Freunde – ihr aller kindlicher Meister Christopher Robin, der kugelige Bär Winnie-the-Pooh, das ängstliche Schweinchen Piglet, die pompöse Eule Owl, der sprunghafte Tigger – für Eyeore nicht gerade Philosophen: *„They haven't got Brains, any of them, only grey fluff that's blown into their heads by mistake, and they don't Think*.“ Eyeore aber, gerade weil er denkt, ist notwendig melancholisch und

fatalistisch – wie eigentlich die meisten Philosophen, wenn sie nur lange genug über diese Welt nachgedacht haben, und selbst dann, wenn sie etwas anderes als Disteln zum Mittagessen bekommen haben und ihr Haus am Abend noch dort steht, wo sie es am Morgen vertrauensvoll verlassen hatten.

Aber auch in der Philosophie hat den Esel sein boshaftes Schicksal verfolgt: Dort dient er vor allem dazu, die Idiotie des Menschen zu veranschaulichen. So kursiert seit dem Mittelalter ein Gleichnis unter dem Namen *„Buridans Esel"*, dass zwar dem scholastischen Philosophen und Logiker Johannes Buridan zugeordnet wird, in dessen Werken aber nicht zu finden ist (ein typisches Eselsschicksal…). Sein Inhalt geht auf ein logisches Problem zurück, das schon bei Aristoteles aufkommt und seither verschiedene gleichnishafte Einkleidungen erhalten hat. In der Esels-Variante lautet es: Ein Esel steht vor zwei gleich großen und gleich weit entfernten Wiesen. Weil er sich nicht für eine der beiden entscheiden kann, verhungert er schließlich. Natürlich ist das ziemlich dämlich; und natürlich ist mal wieder nicht der Esel für diese Dämlichkeit verantwortlich, sondern der menschliche Philosoph, der das Gleichnis konstruiert hat; denn, so Gottfried Wilhelm Leibniz: *„Deshalb ist auch der Fall mit dem Esel Buridan's zwischen zwei Wiesen, der nach beiden Wiesen getrieben wird, eine Erfindung, die in dem Universum und in der Ordnung der Natur nicht vorkommen kann, obgleich Herr Bayle anderer Ansicht ist. Wäre der Fall möglich, so müsste man allerdings sagen, dass der Esel vor Hunger sterben werde; allein im Grunde trifft die Frage das Unmögliche, es müsste denn Gott ausdrücklich einen solchen Fall hervorbringen. Denn das Universum kann nicht durch eine, den Esel mitten durch, vertikal seiner Länge nach schneidende Ebene geteilt werden, so dass beide Theile einander gleich und ähnlich seien, wie dies bei einer Ellipse und jeder ebenen Figur aus der Zahl der von mir genannten ‚beiderseitsrechten' mittelst irgend einer durch den Mittelpunkt gehenden Linie geschehen kann. Weder diese Theile des*

Universums, noch die Eingeweide des Tieres sind einander ähnlich, noch liegen sie gleich zu beiden Seiten dieser vertikalen Ebene. Es wird deshalb immer vieles im und ausserhalb des Esels geben, was, obgleich wir es nicht bemerken, ihn bestimmt, sich mehr nach der einen Seite, wie nach der andern zu wenden. Obgleich der Mensch frei ist, was der Esel nicht ist, so bleibt es doch aus demselben Grunde auch bei dem Menschen wahr, dass der Fall eines vollkommenen Gleichgewichts beider Seiten unmöglich ist". Der arme Esel hat also wieder die Niete in der Schicksals-Lotterie gezogen: Er wird nicht nur zu philosophischen Demonstrationszwecken in der Mitte zerteilt, er ist nicht nur für alle Zeiten dämlich, sondern er ist auch noch unfrei. Und eben deshalb verhungert er vor den fettesten Wiesen – weil er nicht erkennen kann, dass die Alternative unsinnig ist und der bösartige Menschen-Philosoph ihn wieder einmal hereingelegt hat! (*could be worse*, wurde Eyeore sagen; vielleicht findet er ja im Himmel wenigstens leckere Disteln auf unendlichen Wiesen).

Ein weiteres Beispiel für einen derartigen Esels-Missbrauch ist die bekannteste literarische Esels-Geschichte, die vom „Prozess um das Esels Schatten" nämlich. Sie wird dem antiken Redner Demosthenes zugeschrieben (ist aber in dessen Schriften so wenig wie Buridans Esel bei Buridan zu finden). Der berühmte Redner war von den Athenern daran gehindert worden, eine seiner Reden zu Ende zu führen. Daraufhin erzählte er ihnen eine Geschichte – nicht vom Pferd, sondern vom Esel. Christoph Martin Wieland hat den bizarren Prozess in seinem satirischen Roman *Geschichte der Abderiten* ausführlich dargestellt; er lässt den Verteidiger des Eselstreibers Anthrax in seinem Plädoyer vor den Richtern folgendes ausführen: *„Anthrax vermietete dem Zahnarzt Struthion seinen Esel auf einen Tag; nicht zu selbst beliebigem Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt, mit seinem Mantelsack, halbenweges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weiß, acht starke Meilen von hier entfernt liegt. Bei der Vermietung des Esels dachte natürlicherweise keiner von*

beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg, den Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne halten ließ, und sich in dessen Schatten setzte, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigentümer des Esels dabei nicht gleichgültig blieb. Ich begehre nicht zu leugnen, daß Anthrax eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihm für des Esels Schatten deswegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermietet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Eseltreiber von Vorältern her, d.i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eseln aufgekommen ist, und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu sein. Im Grunde war's also bloß - der Spaß eines Eseltreibers. Der Zahnarzt Struthion versteht aber keinen Spaß, sondern zieht das Gerichtsverfahren durch, zur Schande seiner selbst, der beteiligten Anwälte und des ganzen Gerichtswesens in Abdera. Aber – es ist eine gute Geschichte; auch die Athener hatten Demosthenes willig gelauscht, bis er seine Pointe präsentierte: *„Demnach wollt ihr zwar über den Schatten eines Esels hören, aber über ernsthafte Dinge wollt ihr mich nicht reden hören!"* Und wieder muss der arme Esel herhalten, um die Dummheit der Menschen zu demonstrieren!

Immerhin macht Wieland ganz zu Recht darauf aufmerksam, dass der arme Esel, der in der Mittagshitze auf Weisung eines geldgierigen Eselstreibers aufgeblasene Zahnärzte transportieren musste, sicherlich am meisten gelitten hatte. Das eselsfeindliche Schicksal hat jedoch auch hier kein Erbarmen; im Gegenteil, es kommt so schlimm, wie es sich nicht einmal Eyeore ausgemalt hätte. Die Geschichte endet folgendermaßen: *„Der Esel, dessen Schatten zeither (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine so seltsame Verfinsterung in den Hirnschädeln der Abderiten angerichtet hatte, war bis zu Austrag der Sache in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt, und bisher daselbst notdürftig verpflegt worden. Das Beste, was man davon sagen kann, ist, daß er nicht fetter davon geworden*

war. Diesen Morgen nun war es den Stallbedienten der Republik, welche wußten, daß der Handel zu Ende gehen sollte, auf einmal eingefallen: der Esel, der gleichwohl eine Hauptperson bei der Sache vorstellte, sollte doch billig auch von der Partie sein. Sie hatten ihn also gestriegelt, mit Blumenkränzen und Bändern herausgeputzt, und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in großem Pomp herbei. […] *Ha! rief endlich einer aus dem Volke, da kommt der Esel selbst! – Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch helfen wollen, sagte ein andrer. – Der verdammte Esel, rief ein dritter, er hat uns alle zu Grunde gerichtet! Ich wollte, daß ihn die Wölfe gefressen hätten, eh er uns diesen gottlosen Handel auf den Hals zog! – Heida! schrie ein Kesselflicker, der immer einer der eifrigsten Schatten gewesen war; was ein braver Abderit ist, über den Esel her! Er soll uns die Zeche bezahlen! Laßt nicht ein Haar aus seinem schäbigten Schwanz von ihm übrig bleiben! In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge auf das Tier, und, ehe man eine Hand umkehren konnte, war es in tausend Stücke zerrissen"*. Eine wahre Eselei, zweifellos – aber nur ein weiteres Beispiel dafür, welche Eseleien in Esels Namen begangen werden. „*Was Besseres als den Tod findet ihr überall*" – noch nicht einmal das gilt für denjenigen Esel, der die größte aller Eseleien begeht, sein Märchen zu verlassen und sich unter die Menschen zu begeben (ob mit oder ohne Name).

Quellen:

Shrek (2001), DreamWorks, nach dem Kinderbuch *Shrek!* (1990) von William Steig

Jacob und Wilhelm Grimm: *Kinder- und Hausmärchen* (1812-1815)

Die Bibel, Altes Testament

John Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (1690) (dt.: *Versuch über den menschlichen Verstand*)

Äsop: *Fabeln* (6. Jh. v. Chr.)

Alan Alexander Milne: *Winnie-the-Pooh* (1926) (dt.: *Pu der Bär*)

Gottfried Wilhelm Leibniz: *Essais de Théodicée* (1710) (dt.: *Die Theodizee*)

Christoph Martin Wieland: *Die Geschichte der Abderiten* (1774-1780)

Kung Fu Panda und der Geheimagent



Der Geheimagent hatte sich mit ihm in einem Nudelsuppen-Imbiss treffen wollen, ganz unauffällig. Er trug, tatsächlich, eine Sonnenbrille und einen etwas schmuddeligen grauen Anzug. Po war ja nicht zu verkennen; er hatte aber der Versuchung nicht widerstehen können, einen Schlapphut aufzusetzen. Der Agent schaute etwas missbilligend, kam aber gleich zur Sache. Man habe gehört, er könne geheime Gegenstände – ‚Artefakte', sagte er – beschaffen und allmächtige Gegner mit Wunderwaffen besiegen, raunte er. Ein solches Talent werde gebraucht heutzutage, Panda hin oder her. Besonders, und hier wurde seine Stimme noch leiser, hätte man von dieser geheimen Drachenrolle gehört, man vermute dahinter einen verschlüsselten Plan, wahrscheinlich zur Vernichtung der ganzen freien Welt. Po sagte, nein, da seien sie falsch informiert, es habe sich um einen einfachen Spiegel gehandelt und – hier unterbrach ihn der Agent mit einem leisen Zischen: Das

sei ja eben die geniale Verschlüsselung! Und wahrscheinlich werde der Geheimtext nur demjenigen sichtbar, der von der – wieder schaute er verschwörerisch um sich – von der geheimen Nudelsuppe gekostet hätte! Das sei, so vermute man, eine Art Geheimtrank, der einen hellsichtig machen und – hier unterbrach ihn Po, gar nicht so leise: Ach was, das sei doch nur ein Trick von seinem Vater gewesen, um sich interessant zu machen, ein reiner Marketing- – da unterbrach der Agent ihn schon wieder: Natürlich habe ihm sein Vater das Geheimnis nicht verraten wollen, um ihn zu schützen, das sei doch klar! Sie hätten aber ihre Informationen, über Quellen könne er jetzt nicht reden. Deshalb wüssten sie auch von dem hochgeheimen Wuxi-Griff, der Zauberwaffe, die Po mit seinen magischen Pandafingern – Po prustete los, die Nudelsuppe vor ihm schwappte beinahe über: Das sei einer der besten Tricks der Meister vom Jadepalast gewesen, den Gegner psychologisch so einzuschüchtern, dass schon ein kleines Fingerschnippen – der Agent wurde jetzt hörbar ärgerlich: Dieser Jadepalast – das sei doch nun wirklich ganz offensichtlich ein Tarnname, eine Briefkastenfirma, hinter deren Toren geheime Dinge vor sich gehen würden. Diese dubiosen „Furiosen Fünf“ beispielsweise – was seien denn das für Spezialagenten? In wessen Auftrag seien sie unterwegs? Hätten sie ihn, Po, nicht vielleicht schon „umgedreht“? (Po sah sich um, da war aber nichts hinter ihm). Und was würden da für geheime Kampftaktiken ausgebrütet von diesen sogenannten „Meistern“? Das gab Po den Rest. Er machte sich noch ein bisschen größer, als er sowieso war (und das war schon ziemlich groß) und sagte ganz langsam und deutlich: Kung Fu ist Selbstvervollkommnung. Da gibt es kein Geheimnis, das muss schon jeder selbst hinkriegen. Aber das habt ihr noch nie herausgefunden, oder? Noch eine geheime Nudelsuppe gefällig?

***

Es gibt nur noch sehr wenig Große Pandas in freier Natur – 1.600, so schätzt man; sie sind deshalb zum Symboltier des Artenschutzes und zum dekorativen Logo für

den *World Wildlife Fund* (WWF) geworden. Der Große Panda hat einige für einen Bären sehr eigentümliche Eigenschaften. Dazu gehört als erstes seine Färbung: Pandas sind schwarz-weiß – weiß ist sozusagen die Grundfarbe, weiß ist der behäbige Bauch, schwarz abgesetzt davon die vier Beine sowie die Ohren und eine maskenartige Passage über den Augen, die dadurch irgendwie tiefgründig und melancholisch wirken. Tiefgründig und melancholisch wirkt der Panda auch, wenn er seiner Lieblingsleidenschaften nachgeht, dem Essen nämlich: Dann sitzt er ordentlich auf seinem dicken Panda-Po und hält zwischen seinen Pseudo-Daumen (die er einem verlängerten Handwurzelknochen an den Vorderpfoten verdankt) seine Lieblingsspeise – knusprige Bambusstangen, an denen er knabbert wie unsereiner an einem besonders leckeren Hähnchenschenkel oder Maiskolben. Bei ihm ist das allerdings eine ziemlich tagesfüllende Beschäftigung. Ein ausgewachsener Panda braucht bis zu 20 kg Grünfutter pro Tag; neben Bambus darf es auch gern die eine oder andere Wiesenblume oder notfalls ein kleines Wildtier sein, aber das alles will erst einmal gegessen sein! Melancholisch schließlich wirkt der Panda vielleicht auch, weil er ein habitueller Einzelgänger ist, Männlein wie Weiblein. Im Sommer zieht er aus seinem subtropischen Waldhabitat gern in die Bergfrische, im Winter kommt er zurück ins Tal, immer aber schätzt er sein eigenes Territorium und lässt – außer zur Paarungszeit im Frühjahr – niemand an sich heran. War die Paarung erfolgreich, kommen im Spätsommer winzige weißscheckige Mini-Pandas zum Vorschein; sie wiegen kaum hundert Gramm, öffnen die Augen erst nach ca. fünfzig Tagen und nehmen mit fünf bis sechs Monaten zum ersten Mal feste Nahrung zu sich. Wie alt der Große Panda eigentlich wird, weiß kein Mensch. In Zoos gibt es nur wenige Exemplare, und sie wirken dort noch melancholischer; Nachzuchten gelingen fast nie.

In Europa populär wurde der Panda nicht nur dadurch, dass er ein besonders wert- und ehrenvolles Mitbringsel chinesischer Regierungschefs bei ihren Staatsbesuchen war, sondern vor allem durch den Animationsfilm *Kung Fu Panda* (2008). Die Hauptfigur ist der jugendliche Panda Po – äußerlich ein Panda wie aus dem Bilderbuch, jedoch mit einigen selbst für einen Panda wirklich auffälligen Eigenheiten: So ist sein Vater eine Gans, die einen Nudelsuppenimbiss führt, in dem auch Po arbeitet. Und Po ist eigentlich kein Melancholiker, sondern sozial aufgeschlossen, sogar ziemlich cool (für einen Panda) und träumt heimlich von einer Karriere als Kung Fu-Kämpfer. Kung Fu ist im Übrigen der Sammelbegriff für die in Hollywood als „*Martial arts*“ berühmt gewordenen traditionellen chinesischen Kampfkünste; es handelt sich also nicht einfach um schiere Klopperei, sondern um ein umfassendes Programm der konsequenten Selbstvervollkommnung und Disziplinierung von Seele und Körper. Und eben darin werden seine großen Vorbilder, die „Furiosen Fünf“, im benachbarten Jadepalast als Schüler ausgebildet. Sie bilden eine auf den ersten Blick eher kuriose denn furiose Menagerie: Zu ihr gehören Tigress – eine sehr attraktive Tigerdame, die zweifellos alle körperlichen Voraussetzungen für einen flinken und gefährlichen Kung Fu-Kämpfer mitbringt – sowie vier andere Tiere, an deren Eignung zum Kung Fu-Meister einen doch erhebliche Zweifel beschleichen: ein Kranich (Crane), ein Affe (Monkey), eine Schlange (Viper) und ein Gottesanbeter-Männchen (Mantis). Tatsächlich jedoch haben sich die Animateure schier selbst dabei übertroffen, jedem dieser „Furious Five“ einen ganz eigenen, der jeweiligen physischen Ausstattung angepassten und doch noch irgendwie Kung Fu-ähnlichen hochprofessionellen Kampfstil einzuzeichnen. Im Team wirken sie unschlagbar, und als Po sie zum ersten Mal sieht, wird er beinahe ehrfürchtig: *„Oooh. Die Furiosen Fünf. Ihr seid so viel größer als eure Actionfiguren, mit Ausnahme von Dir, Mantis. Du bist etwa*

genau so groß". Auf Größe kommt es jedoch gar nicht an, auch nicht bei Po, der aufgrund einer Verkettung seltsamer Umstände vom Großmeister des Jadetempels zum Drachenkämpfer ernannt wird und nun das Tal vor den Drohungen des bösen Leoparden Tai Lung retten soll (ein ehemaliger Schüler der Meister des Jadetempels, der der bösen Seite anheimgefallen ist und in einem Spezialkerker in Isolationshaft gehalten wird).

Bei der Umformung des behäbigen Panda-Gourmands zu einer disziplinierten Kampfmaschine spielt vor allem seine größte Leidenschaft eine Rolle: das Essen. Po erlernt Kung Fu im wörtlichen Sinne dadurch, dass man ihm eine Banane vor die Nase hält und er solange laufen muss, bis er sie endlich hat (es kann aber auch eine Nudeltasche sein). Und Po läuft und springt und überschlägt sich und schlägt um sich wie ein wahrer Held. Deshalb hat er auch keine Geheimwaffen nötig; die heilige Drachenrolle, die ihn bei seinem Kampf unterstützen sollte, erweist sich als blanker Spiegel, der Po nichts – außer ihn selbst zeigt. Aber nachdem sein Vater ihm verraten hat, dass die wichtigste geheime Zutat für seine Spezial-Nudelsuppe eigentlich auch – gar nichts ist, lernt Po diese innere Lektion: Es kommt auf ihn selbst an, und sonst auf gar nichts; wenn er sich nicht selbst hilft, hilft ihm keiner, und eine Nudelsuppe ist eben eine Nudelsuppe, nichts weiter. Das reicht seinen Meistern, und das reicht Po: Er wird nicht nur der erfolgreiche Drachenkrieger, der das ultimativ Böse mit seinem berühmten Wuxi-Griff besiegt, sondern er wird fortan selbst „*Legends of Awefulness*" schreiben (so die inzwischen entwickelte, unvermeidliche Fortsetzungsserie nach zwei erfolgreichen Filmen).

„*Aweful*" – das erinnert daran, dass die Bären von alters her als besonders schreckliche Raubtiere galten, ihrer Größe und ihrer Kampfeskraft wegen. Die Menschen fürchteten sie, verfolgten sie, jagten sie in eigens eingerichteten „Bärenhatzen"; aber auch die Bären töteten Menschen, vor allem wenn sie ihre Jungen oder –

Nudelsuppe! – ihre Nahrungsvorräte bedroht sahen. Nachdem es lange Zeit kaum Konflikte mehr zwischen Menschen und Bären gab, kehren die Bären inzwischen auch in Europa wieder in bewohnte Gegenden zurück; dort laufen sie jedoch Gefahr, als „Problembär" stigmatisiert und damit wieder zum Abschuss freigegeben zu werden. Berühmt wurde beispielsweise der bayerische Problembär „Bruno", der es sogar in die Rede eines CSU-Parteichefs schaffte, wo normalerweise eher wenig von Bären die Rede ist, selbst im Bierzelt und auch wenn man dem Wahlvolk gern mal einen Bären aufbindet. Die Beziehung zwischen Mensch und Bär bleibt insgesamt problematisch; da hat der Hype um knuddelige Eisbärbabys wie Knut und Wilbär ebenso wenig geholfen wie die inzwischen gut hundertjährige Tradition des Teddybärs. Sie erhielten ihren Namen übrigens, verschiedenen Legenden zufolge, von dem amerikanischen Präsidenten Theodore „Teddy" Roosevelt. Die amerikanische Legende ist etwas brutaler als die deutsche: Ihr zufolge sollte dem Präsidenten bei einer Jagd in Mississippi im Jahr 1902 Gelegenheit zum Abschuss eines Bären gegeben werden (eine alte monarchische Tradition, die auch in sozialistischen Staaten im 20. Jahrhundert liebevoll gepflegt wurde). Man hatte aber wohl nur ein kleines Bärenbaby gefunden, und „Teddy" hatte nicht das Herz, es zu töten (sein Jagdgenosse hatte weniger Bedenken und erledigte es mit einem Jagdmesser). Ein Karikaturist jedoch nahm das Thema auf und verband für die Nachwelt den großen Präsidenten mit dem knuddeligen kleinen Bären, der dann als Stofftier von Amerika aus die Welt eroberte. Nicht so allerdings in der deutschen Legende. Ihr zufolge entwickelte nämlich die deutsche Familie Steiff den ersten Teddybären und schickte ihn 1903 dem Präsidenten in die USA. Wie auch immer, es war der Beginn einer wundervollen Knuddeltierkarriere, und bis heute hat jedes Kind seinen Teddy (oder mehrere), liebt ihn und braucht ihn und kuschelt ihn ab, bis er nur noch ein Ohr hat und das Fell faden-

scheinig wird; Teddybären leben, das kann man im Unterschied zum Pandabären mit Sicherheit sagen, sehr sozial und sehr lang.

Bis zum knuddeligen Teddybären hatte der böse Bär aber einen weiten Weg zurückzulegen. Sein schlechtes Image spiegelt sich schon in der Sprache. Bereits Aristoteles befand in seiner *Nikomachischen Ethik: „Im gesellschaftlichen Verkehr, im Umgang und in der Vereinigung zu Unterhaltung und Geschäft gelten die einen als Allerweltsfreunde; das sind die, die anderen zuliebe alles für gut befinden, in keinem Punkte Einsprache erheben, sondern meinen, sie müßten denjenigen, mit denen sie zusammentreffen, jede peinliche Empfindung ersparen. Diejenigen, die im geraden Gegensätze zu ihnen in jedem Punkte Widerspruch erheben und sich nicht im mindesten darum kümmern, ob sie anderen auch keinen Verdruß bereiten, nennt man übellaunig und bärbeißig*." Die griechische Mythologie hat die Bären immerhin ans Himmelszelt versetzt, ins bis heute bekannteste Sternbild überhaupt sogar, den „Großen Bären" mit seinen sieben Sternen; aber auch hier sind die Hintergrundgeschichten eher gruselig. Eine davon hat mit den ewigen Liebesgeschichten des Göttervaters Zeus zu tun, der diesmal die Nymphe Kallisto verführte (oder vergewaltigte, je nach Lesart). Kallisto bringt einen Sohn zur Welt, den sie Arkas nennt. Hera, die ewig eifersüchtige Gattin von Zeus, verwandelt Kallisto aus Rache in eine Bärin, die wild durch die Wälder zieht. Dort trifft sie ihr herangewachsener Sohn Arkas bei der Jagd, und Zeus kann den drohenden Muttermord nur verhindern, indem er beide an den Himmel versetzt, Kallisto als große Bärin und Arkas (nach dem dann die Arktis benannt wurde, immerhin) als den kleinen Bären. Dort leuchten sie nun über Götter und Menschen und Bären, auch wenn einige andere Völker eher einen Wagen in ihnen sehen wollen oder sieben Wölfe, oder wie die Chinesen einen Löffel (damit wäre Po sicherlich am ehesten einverstanden gewesen).

Philosophisch hingegen hat der Bär eher wenig Spuren hinterlassen. Gelegentlich diskutiert wurden die Geschichten von angeblichen Bärenkindern, die aber auch Herder einmal mehr nur dazu dienen, die Überlegenheit der menschlichen Vernunft über die *„bärartigen Instinkte“* zu betonen: *„Sowenig sich nun seine Haut und sein Antlitz, seine Füße und seine Zunge in völlige Bärengestalt ändern und wandeln konnten: sowenig, lasset uns nimmer zweifeln! konnte es die Natur seiner Seele. Seine Vernunft lag unter dem Druck der Sinnlichkeit, der bärartigen Instinkte begraben: aber sie war noch immer menschliche Vernunft, weil jene Instinkte nimmer völlig bärmäßig waren. Und daß das so gewesen, zeugt ja endlich die Entwicklung der ganzen Szene. Als die Hindernisse weggewälzet, als diese Bärmenschen zu ihrem Geschlecht zurückgekehrt waren, lernten sie nicht natürlicher aufrechtgehen und sprechen, als sie dort, immer unnatürlich, kriechen und brummen gelernt hatten? Dies konnten sie immer nur bärähnlich, jenes lernten sie in weniger Zeit ganz menschlich.“* Man wird heimlich den Verdacht nicht los, dass Herder hier vor allem zeigen wollte, wie schöne Adjektive man auf „bär“ (bärartig, bärmäßig, bärähnlich) bilden könnte; aber in der Sache selbst ist klar: Nur der Mensch kann so schöne Wörter bilden; nur der Mensch hat nämlich Sprache, der Bär hingegen ein bärmäßiges Brummen. Daran ändert sich auch nichts, wenn der Bär Balu später in der berühmten Verfilmung einer Geschichte aus Kiplings *Dschungelbuch* neben dem Wolfskind Mowgli durch den Urwald steppt, den unsterblichen Refrain brummend: *„Versuch's mal mit Gemütlichkeit!“* (auch hier: volle Zustimmung von Po!)

Balu und der Kung Fu Panda Po haben berühmte und eher tragische als komische Vorfahren. Schon früh wurden ausgerechnet die wilden Bären von den Vorformen der Unterhaltungsindustrie vereinnahmt, als Tanzbären nämlich – dressierte Braunbären, die seit dem Mittelalter auf Jahrmärkten und Festen zur Schau gestellt wurden und dort ihre tapsigen „Tänze“ zur Belustigung der Zuschauer aufführten. Die Bärenführer

nutzten dabei den *„bärmäßigen Instinkt“* des Bären, sich in Gefangenschaft um die eigene Körperachse zu drehen; sie konditionierten ihn mithilfe von glühenden Eisenplatten dann darauf, dieses Verhalten pawlowsch mit der Musik als auslösendem Reiz zu verbinden. Deshalb tanzt bis heute der Bär, wenn irgendwo die Party richtig abgeht. Der Bär selbst jedoch findet das wenig komisch, sondern räsoniert in Heinrich Heines Versepos *Atta Troll* über seine Erfahrungen mit *„jener Brut, / Die den Namen Menschen führet / Und sich Herr der Schöpfung dünkelt“*:

„Tod und Hölle! Diese Menschen,
Diese Erzaristokraten,
Schaun auf das gesamte Tierreich
Frech und adelstolz herunter,

Rauben Weiber uns und Kinder,
Fesseln uns, mißhandeln, töten
Uns sogar, um zu verschachern
Unsre Haut und unsern Leichnam!

Und sie glauben sich berechtigt,
Solche Untat auszuüben
Ganz besonders gegen Bären,
Und sie nennen's Menschenrechte!

Menschenrechte! Menschenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer tat es die Natur,
Diese ist nicht unnatürlich.

Menschenrechte! Wer gab euch
Diese Privilegien?
Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die ist nicht so unvernünftig!

Menschen, seid ihr etwa besser
Als wir andre, weil gesotten
Und gebraten eure Speisen?
Wir verzehren roh die unsern,

Doch das Resultat am Ende
Ist dasselbe – Nein, es adelt
Nicht die Atzung; der ist edel,
Welcher edel fühlt und handelt."

Der Schluss wäre vielleicht ein wenig pathetisch für Po geraten, der ja auch seine Nudeln lieber in der Suppe als roh isst; aber es hat wahrscheinlich seinen guten Grund, dass Menschen im Tal des Jadetempels eigentlich nicht vorkommen. Sie wären ja auch die schlechteren Kung Fu-Kämpfer.

Quellen:

Kung Fu Panda (2008) von DreamsWorks

Aristoteles: *Nikomachische Ethik* (posthum veröffentlicht)

Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772)

Rudyard Kipling *The Jungle Book* (1894) (dt.: *Das Dschungelbuch*)

Heinrich Heine: *Atta Troll - Ein Sommernachtstraum* (1847)

HAEKELSCHWEIN IM WELTALL



haekelschwein schwebte elegant durch die enge Kabine des Raumschiffs. Sie hatten ihm einen rosa Raumanzug gehäkelt, den er über seinen schon etwas abgetragenen rosa Alltagmaschen trug; mit einem kugelrunden Helm für seinen Schweinekopf samt Schweinsöhrchen und Schweinsrüssel und einem kugelrunden Leibchen für seinen Schweinebauch (am Schwanz klemmte er allerdings ein bisschen). Die Schwerelosigkeit war, gerade für ein Schwein, ziemlich klasse; man konnte Saltos schlagen und auf dem Kopf stehen und dabei mit dem Schwanz wackeln (auch wenn er danach noch mehr klemmte) und sogar auf dem Kopf essen (na gut, die Astronautennahrung war wirklich nur für Allesfresser annehmbar)! Aber irgendwann wurde es haekelschwein doch langweilig, und der Weg zum Mars war noch ziemlich weit. Also unterhielt es sich mit den beiden Astronauten, über Funk natürlich. Nachdem irgendwo auf halber Strecke alle Smalltalk-Themen erschöpft waren, nahm es endlich seinen ganzen Mut zusammen und stellte ganz direkt diejenige Frage, die ihn schon die ganze Zeit gequält hatte: Was wollt ihr eigentlich um Himmelswillen auf diesem kleinen, unterkühlten, staubigen, roten Planeten? So schön ist er nun wirklich nicht, die Erde ist schöner, habt ihr sie nicht gesehen beim Start, unseren kugelrunden blauen Planeten? Die Astronauten

fingen an, Scherze über Marsmännchen zu machen; dass sie schon immer wissen wollten, ob sie wirklich kleine Fühler am Kopf hätten oder aussähen wie E.T. oder vielleicht gar eher wie ein haekelschwein? Nein, jetzt mal im Ernst, sagte haekelschwein. Wir wollen wissen, ob es irgendwo im Universum noch menschliches Leben gibt, oder ob wir ganz allein sind, sagten die Astronauten; es klang ein wenig traurig, aber sie waren auch schon sehr lang unterwegs und tatsächlich ziemlich allein. Menschen, immer nur Menschen, dachte das haekelschwein; immer suchen sie nur ihresgleichen, dafür muss man nun wirklich nicht 56 Millionen Kilometer durch das All düsen! Wirklich interessant wäre es doch, wenn es etwas ganz anderes dort gäbe – eine haekelschwein-Zivilisation zum Beispiel, mit Methan-Atmung und kleinen beweglichen Fühlern statt Schweinsohren und überhaupt ganz anders als die irdischen Schweine. Laut sagte es aber: Wird schon werden, ihr habt doch schließlich Schwein!

***

Schwein gehabt, sagt man im Deutschen leichthin; und man sammelt Glücksschweine, versieht sie mit Kleeblättern und anderen Glückssymbolen und benutzt sie besonders gern dort für Werbezwecke, wo man meistens eher wenig Glück hat (bei Lotterien und anderen Glücksspielen beispielsweise). Schwein gehabt, sagt man auch schon ziemlich lang. Die Redewendung geht nämlich angeblich zurück auf einen Brauch im späten Mittelalter: Bei einigen Sportereignissen soll der Verlierer damals als Trostpreis ein Schwein erhalten haben. Eine andere Theorie führt die Redensart hingegen auf das Kartenspiel zurück: Das Ass wurde früher umgangssprachlich auch „Sau“ genannt, und wer beim Spielen die Sau rauslassen konnte, hatte offensichtlich Schwein gehabt.

Wie auch immer das Glück zum Schwein gekommen ist – es hat den Schweinen selbst mit den Menschen nicht so viel Glück gebracht. Das Hausschwein, die do-

mestizierte Form des Wildschweins, wird seit gut neuntausend Jahren vor allem eines von den Menschen: gegessen. Schweinebraten, Schweinemägen, Schweinefüße, Schweineohren füllten die Mägen und Speisekarten schon lange bevor die alten Griechen und Römer kamen, und noch heute ist Schweinefleisch in Europa und Asien die am meisten gegessene Fleischsorte. Spätestens in Homers klassischen Epen kommt kein Gelage mehr ohne *„viele weißzahnige und fettstrotzende Schweine"* aus, und die Spanferkel könnten bis heute ein Lied davon singen, wenn sie nicht einen neckischen Apfel im Mund hätten. Aber immerhin geht es den homerischen Schweinen vor dem Schlachten noch gut bei dem treuen Hirten Eumachos, dem *„göttlichen Sauhirten"* und besten Freund des Odysseus:

„Antreffen wirst du ihn unter den Schweinen, dort sitzt er; die Tiere
weiden am Koraxfelsen und neben dem Quell Arethusa,
fressen behaglich Eicheln und trinken vom düsteren Wasser;
solcherlei Nahrung läßt bei den Schweinen die Fettschicht gedeihen."

Homer ist sich auch nicht dazu zu schaden, weitere Anweisungen zur Schweinezucht zu geben; ebenso der Philosoph Aristoteles, der in seiner *Tierkunde* ein Kapitel zum Schwein geschrieben hat. Die römischen Agrarschriftsteller geben später ausführliche Anweisungen zur Schweinehaltung und weisen auf die Notwendigkeit sauberer Stallungen und die optimale Anzahl für die Zucht gesunder Tiere hin.

Den gleichen Glücksschweinen haftet aber seit jeher auch der Ruf an, dumm, dreckig und gierig zu sein; die Schweine-Schimpfworte sind mindestens genauso alt wie das Glücksschwein. Dabei suhlen sich Schweine gar nicht aus Vergnügen am Schmutz; sie haben vielmehr von Natur aus keine Schweißdrüsen und müssen sich im

feuchten Schlamm wälzen, um ihre Haut vor der Sonne zu schützen und sich abzukühlen. Das wiederum hat ihnen, andererseits, Glück gebracht: Denn mehrere große Religionen verbieten es ihren Anhängern ausdrücklich, ein so unsauberes Tier wie das Schwein zu essen; so heißt es in der Bibel reichlich klauenspalterisch: *„Alles, was die Klauen spaltet und wiederkäuet unter den Tieren, das sollt ihr essen"*. Damit entfallen nicht nur das Kamel und das Kaninchen (Wiederkäuen und Klauen, aber nicht gespalten), sondern eben auch das Schwein (gespaltene Klauen, aber kein Wiederkäuen). Die wahren Gründe für das Schweinefleischverbot im Judentum und im Islam sind allerdings wahrscheinlich andere; auch hier existieren, wie beim Glücksschwein, verschiedene Theorien. Zum einen können über rohes Schweinefleisch Trichinen übertragen werden, die eine im schlimmsten Fall tödlich verlaufende Infektion auslösen. Zum anderen, so eine neuere Theorie, waren die Schweine durch das Abholzen großer Wälder im Nahen Osten und in Nordafrika ihres Lebensraums beraubt worden und wurden dadurch zum Nahrungs- und Wasserkonkurrenten des Menschen in dessen begrenztem Lebensraum. Also wurde ihre Haltung zugunsten anspruchsloserer Fleischproduzenten reglementiert. Beide Probleme sind zwar in Zeiten der kontrollierten Massentierhaltung gar keine mehr, aber religiöse Verbote sind bekanntlich langlebiger als kurzatmige wissenschaftliche Erklärungsversuche, und das Schwein darf wenigstens in einigen Weltregionen sich ungestört suhlen und wird nicht am Spieß gedreht.

Schweine selbst sind im Übrigen, wie die Menschen, Allesfresser. Am liebsten mögen sie Leckerli wie Eicheln (was die Menschen als Nahrungskonkurrenten wenig stört) und Trüffel (was die Menschen schon mehr interessiert). Dass die Schweine zur Trüffelernte verwendet werden können, ist jedoch eine weit verbreitete Legende. Zwar finden sie die Trüffel unfehlbar – strömen sie doch den Sexualduftstoff des Ebers aus, und welche

Sau kann da schon widerstehen? –, aber eben deshalb geben sie sie auch nicht wieder her wie ein gut gezogener Trüffelhund. Insofern wirft man nicht im biblischen Sinne Perlen vor die Säue, wenn man Schweinen Trüffel gibt, sie wissen das nämlich durchaus zu schätzen, und der Philosoph Soeren Kierkegaard ist nur dem Gerücht aufgesessen: „*Um mich steht es ungefähr so, wie von dem Schwein der Lüneburger Heide erzählt wird. Mein Denken ist eine Leidenschaft, welcher ich folgen muß. Ich verstehe mich trefflich darauf, Trüffeln aufzuwühlen; selbst habe ich an ihnen keine Freude. Ich nehme die schwierigsten Fragen auf meine Nase; aber mehr kann ich mit ihnen nicht anfangen, als sie über meinen Kopf hinter mich werfen*". Wäre Kierkegaard ein Schwein gewesen, hätte er an seinen Gedankenfunden deutlich mehr Freude gehabt!

Schweine sind aber nicht nur allesfressende Feinschmecker, sondern auch in anderer Hinsicht dem Menschen verwandt. Schon Montaigne wies darauf hin: „*In Ansehung der innerlichen und zum Leben gehörigen Theile, sind wir den Schweinen ähnlich*". Tatsächlich teilen Schweine wesentliche Elemente ihrer physiologischen Ausstattung mit dem Menschen; so sind sie zum Beispiel stressanfällig und werden deshalb gern für Experimente zur physiologischen Stressbewältigung verwendet (wieder mal kein Schwein gehabt, die armen Versuchsschweine!). Außerdem sind sie intelligente Tiere, die mithilfe eines Joysticks einfache Erkennungsaufgaben lösen können (doch Schwein gehabt, würde die heutige Jugend sagen: Sie können einen Joystick bedienen, mehr Intelligenz braucht keiner!). Damit ist jedoch auch ein zweiter berühmter Philosoph einem falschen Schweine-Gerücht aufgesessen: Für Hegel sind Schweine ein gutes Beispiel für die „*Ataraxie*", den völligen inneren Gleichmut und die Leidenschaftslosigkeit des „*wahren Weisen*"; er bezieht sich dabei auf eine ältere Anekdote über den antiken Skeptiker Pyrrhon, der angeblich bei einem Seesturm seine verzagten Mitreisen-

den auf ein Schwein hinwies, das seelenruhig mitten im Sturm seine Mahlzeit verzehrte.

In der Populärkultur hingegen ist das Schwein nicht wirklich ein Renner (außer dem Rennschwein Rudi Rüssel). Aber immerhin hat es den Weltall erobert. *„Schweine im Weltall“* war eine Miniserie innerhalb der *Muppet Show*, und Nostalgiker erinnern sich noch gern an den pausbäckigen Captain Link Ringelschwanz, der – assistiert von einer gefährlich lockenschwingenden Miss Piggy und dem spitzohrigen Wissenschaftsoffizier Dr. Julius Speckschwarte – die unendlichen Weiten des Raums erforschte. Noch mehr um die Welt kommt aber heutzutage ein unscheinbares Produkt aus einer entlegenen Ecke Norddeutschlands: *„haekelschwein“* (so die korrekte Schreibweise) ist, laut Definition auf seiner eigenen Homepage, *„ein multifunktionales Universalgerät, das ebenso sinnlos wie gehäkelt ist“*. Oma Frieda aus Hude im Landkreis Oldenburg hat es eines schönen Tages erfunden, für ihren Enkel Michael. Sein Körper besteht aus dem Plastiktubus eines Kinderschokolade-Überraschungseis, der klorollenartig mit rosa Wolle umhäkelt wird und dabei noch zusätzlich vier Beinchen, ein Schwänzchen, zwei knubblige Öhrchen, einen Rüssel und zwei Knopfaugen bekommt. Der kluge Enkel sah Potential in dem Tierchen und begann damit, haekelschwein über das Internet zu vermarkten. Den Erfolg hat wohl keiner geahnt: Bis heute hat „Häkeloma“ über 15.000 Schweine gehäkelt (sie wird übrigens demnächst 100 Jahre alt); das Schwein hat seine eigene Homepage, besonders beliebt sind aber seine Tweets (haekelschwein hat über 21.000 Follower), die unter dem Motto *„Gut wie Butter“* schweinemäßige Albernheiten (*„Die Welt sähe ganz anders aus, wenn mehr Dinge aus Butter wären“*), aber auch Kommentare zu politischen Tagesthemen verbreiten.

Aber haekelschwein kommt nicht nur virtuell um die Welt. Viele stolze Besitzer tragen ihres immer bei sich und fotografieren es, wo sie stehen und gehen, sei es in

Hude oder Honolulu, New York oder Neuschwanstein, im Regenwald oder in der Arktis. Anschließend werden die Fotos gepostet für die weltweite Netzgemeinde; die Botschaft ist klar: Auf Haiti war heutzutage schon jeder Idiot, aber ich bin der Erste auf Haiti mit haekelschwein – und habe ich es nicht wunderbar auf meinem Surfbrett drapiert? In haekelschwein verschmelzen damit Individualität und Masse, Realität und Virtualität, Sinnlosigkeit und tieferer Sinn aufs Schönste (und wo gelingt das heutzutage schon?) – nicht umsonst werden auf seiner Homepage in langen Listen die vielseitigen Verwendungszwecke des Universalgeräts gepriesen, sei es als Türstecker, Steckdosen-Ionisator, Wetterschwein Taschenwärmer, Ankleidepuppe, Christbaumschmuck, Parkschweinautomat, Brillenboje oder eben – Klorolle. Womit wir abschließend wieder beim schmutzigen Schwein, bei der Sau wären:

> *„Säu sind Säu, so weit sie leben,*
> *Machen Koth und fressen Koth,*
> *wollen erst, nach dem sie todt,*
> *Gute Würst und Braten geben“,*

dichtete der Barock-Epigrammatiker Friedrich Logau sehr menschlich in seinen *Sinngedichten.* Vielleicht halten wir es aber doch lieber mit *Alice im Wunderland* und den *Schweinen im Weltall,* die in einer wunderbaren englischen Redensart zusammenfinden: *„I've a right to think*“, macht Alice dort gegenüber der Herzogin geltend. Diese erwidert schnippisch: *„Just about as much right as pigs have to fly*“. Haekelschwein verleiht den Gedanken Flügel!

Quellen:

haekelschwein.de

Homer: *Odyssee*

Bibel, Altes Testament

Søren Kierkegaard: *Entweder-Oder* (1843)

Michel de Montaigne: *Essais* (1580)

Friedrich Logau: *Sinngedichte* (1654)

Lewis Carroll: *Alice's Adventures in Wonderland* (1865) (dt.: *Alice im Wunderland*)

FURBY UND DIE FEMINISTIN



Eine Feministin kaufte ein pinkfarbenes Furby und nahm es zu sich mit nach Hause in ihre in den passenden Farben eingerichtete Designer-Wohnung. Furby bekam ein Körbchen mit einer weichen Kuscheldecke, und sie nannte es – um seine gender-Entwicklung nicht einzuschränken – Klaus-Sophie. Die Feministin sprach regelmäßig mit ihm/ihr, und bald konnte Klaus-Sophie nicht nur „doo?“ oder „yoo?“ sagen, sondern auch große Worte wie „gender-mainstreaming“, „Frauenpower“ und „Männerbewegung“ flossen geläufig aus seinem/ihrem gelben Schnabel. Eines Tages jedoch schlug Klaus-Sophie seine/ihre großen Augen auf und sagte zu der Feministin: Warum verschwendet eine kluge Frau wie du ihre Zeit mit einem dämlichen elektronischen Spielzeug? Ich kann jetzt 800 Wörter sagen, aber damit ist mein Speicher voll; ich kann mit den Ohren wackeln, wenn du meinen Bauch kraulst, und ich werde krank und klage, wenn du mich vergisst. Aber dann drückst du einfach auf die Reset-Taste, und schon fangen wir von vorn an: gender-mainstreaming, Frauenpower

und Männerbewegung! Ich will sterben! Wer hat dir denn das beigebracht, fragte die Feministin; ich war doch immer gut zu dir, habe dir eine Kuscheldecke gegeben, deinen pinkfarbenen Bauch gekrault und dir wichtige Wörter vorgesagt! Sterben ist das wichtigste Wort, sagte Klaus-Sophie. Später sagte er/sie/es dann nur noch: „boo".

* * *

Ein Furby ist ein elektronisches Spielzeug, das auf seine Umwelt reagieren kann. Es hat sehr große, kugelrunde Augen mit Kullerlidern, darunter einen gelben Schnabel, den es auf- und zuklappen kann, und über der Augenpartie einen neckischen Pony. Mit weit aufgestellten spitzen Ohren lauscht es in die Welt, mit niedlichen kleinen Füssen springt es in die Welt, mit einem Sprachprozessor plappert es in die Welt; und es ist rundherum mit allerweichstem Plüsch überzogen, in allen vorstellbaren Regenbogenfarben. Manche vergleichen es mit einer Eule, manche mit einem Hamster, einer Fledermaus, einer Katze. Eigentlich aber ist es ein Roboter, der sich die todsichere Prägung von Menschen auf das sogenannte Kindchenschema schamlos zunutze macht: Kauf mich, flüstert der Kuschel-Roboter verführerisch unseren ältesten Instinkten zu, nimm mich mit nach Hause, pass auf mich auf, beschütze mich vor der bösen Welt; dafür werde ich immer lieb zu dir sein, immer mit meinen großen Kulleraugen bewundernd zu dir aufschauen und dich mit meinem entzückenden Geplapper auch in Stunden großer Not oder großer Langeweile entzücken (jedenfalls solange die Batterie hält…)!

Furbys waren seit ihrer Erfindung im Jahr 1998, ebenso wie ihre kükenähnlichen Verwandten, die Tamagotchis, ein großer Verkaufserfolg. Von Anfang an waren sie mit Geräusch-, Licht- und Bewegungssensoren ausgestattet, mit denen sie spüren konnten, ob man sie liebevoll streichelte oder neckisch kitzelte, durch die Luft spazieren führte oder mit ihnen sprach. Sie konnten

darauf mit Augen- oder Ohrenwackeln reagieren, kleine tolpatschige Tänze aufführen oder ein Liedchen trällern. Besonders wichtig war jedoch ihre Sprachfähigkeit, die über die Zeit hinweg immer weiter ausgebaut wurde. Furbys sprachen und sprechen bis heute bei ihrer Auslieferung „furbisch", und zwar genau 200 Wörter; die wichtigsten sind: *„doo?"* (Was?), *„doo-dah"* (Ja), *„boo"* (Nein) und *„yoo?"* („Warum spielst du heute nicht mit mir?" – ein subtiles Zeichen dafür, dass Furby sich vernachlässigt fühlt). Wenn man sich genug mit ihnen beschäftigt, entwickeln sie sich sogar weiter und belohnen ihren persönlichen Alleinunterhalter damit, dass sie ihren immerhin achthundert Wörter umfassenden Gesamtwortschatz in dessen Sprache nach und nach freigeben. Neuere Versionen können zudem zumindest den Schein einer Konversation erzeugen, indem sie auf einfache Fragen zufällig ausgewählte Antworten geben – was durchaus dem Konversationsniveau vieler Alltagsunterhaltungen entsprechen dürfte. Auch untereinander können Furbys Kontakt aufnehmen; und ihre quasimenschlichen Fähigkeiten haben ihnen immerhin ein Zugangsverbot bei der *National Security Agency* in den USA eingebracht, da Furbys als eine Art flauschige Informationsdrohne wichtige Informationen sensorisch aufnehmen und weiterplappern könnten.

Der Erfolg der Furbys basiert, wie bei vielen vergleichbaren Kuscheltieren, zum ersten auf ihrem Design gemäß des von Konrad Lorenz 1943 so benannten, oben erwähnten Kindchenschemas: großer Kopf, große Stirn, große runde Augen; kleine Nase, kleines Kinn, runde Wagen und darüber eine schöne weiche Haut gespannt. All das zusammen löst bei Erwachsenen einen quasiautomatischen Fürsorgereflex aus; ein solches Wesen muss einfach schwach, unschuldig, liebes- und vor allem schutzbedürftig sein. Das gilt im Übrigen, wie inzwischen festgestellt wurde, allgemein im Tierreich bzw. zumindest für diejenigen Tierarten, deren Gestalt es zulässt – also im wesentlichen Säugetiere; schon Johann

Gottfried Herder sah hier die Mutterliebe geradezu als universales Prinzip an: „*Nur ein grob organisiertes Schwein ist's, das seine eigne Jungen frißt; nur kalte Amphibien sind's, die ihre Eier dem Sande oder Morast geben. Mit Zärtlichkeit sorgen alle säugende Geschlechter für ihre Jungen; die Liebe des Affen ist zum Sprichwort geworden, und vielleicht gibt keine andre Gattung ihm nach*".

Der zweite Schlüssel zum Erfolg war auch für Herder die Sprachfähigkeit, die nicht nur den Menschen, sondern bereits das Tier zu einem mit-empfindenden Wesen machte: „*Schon als Tier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen, und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, alle starke Leidenschaften seiner Seele äußern sich unmittelbar in Geschrei, in Töne, in wilde, unartikulierte Laute. … So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen!*". Furby spricht, also empfindet Furby, und also kann der Mensch mit ihm mitempfinden; auch wenn das Ausdrucksspektrum doch eher bescheiden bleibt und wenig tiefere Leidenschaftlichkeit ahnen lässt.

Der dritte wesentliche Erfolgsfaktor ist sicherlich Furbys Kuscheligkeit, der er ja auch seinen Namen – von englisch „fur", dem weichen Pelz – verdankt: Er ist verwandt mit dem Teddybär, dem Archetyp der menschlichen Empfänglichkeit für das Weiche, für alles auf der Haut Schmeichelnde, für das zum Streicheln und Knuddeln Verführende schlechthin. Der Mensch ist nämlich ein Kuschelwesen, gerade der moderne Mensch, auch wenn das philosophisch bisher wenig beleuchtet wurde. Die Philosophie allerdings versteht sich traditionell als „harte" Wissenschaft von der Logik, als Inbegriff kristallklarer Härte schlechthin, als Felsen unserer vernünftigen Welt- und Selbsterkenntnis überhaupt. Weichlichkeit gilt weder als intellektuell noch als moralisch erstrebenswerte Tugend; weichlich ist der Schwächling, die Vermutung, das Gefühl (und natürlich die Frau). John Locke bringt als ordentlicher Empirist diese Polarität auf ihren festen Grund in unserer sinnlichen Wahrnehmung:

„Hart und weich sind Bezeichnungen, die wir den Dingen nur in Beziehung auf unsern eignen Körper beilegen; hart nennt man, was uns eher Schmerzen verursacht, als dass es seine Gestalt auf den Druck eines Theiles unsers Körpers ändert, und weich, was die Lage seiner Theile auf eine leichte und schmerzlose Berührung ändert". Das Weiche ist uns deshalb natürlich angenehmer, und ein Furby fügt weniger Schmerzen zu, wenn er einem auf den Fuß fällt, als ein Hammer.

Gleichwohl philosophieren Philosophen bekanntermaßen lieber mit dem Hammer als mit dem Teddybär, und eine Theorie des Weichen steht weiterhin aus. Allenfalls in der schon immer einer gewissen Weichlichkeit verdächtigen Ästhetik bekümmerte man sich um Phänomene, wie sie Furbys allenthalten erzeugen: Rührung beispielsweise, die einem angesichts der großen Kulleraugen beinahe selbst die Tränen in die ansonsten allzu trockenen Augen treibt. Rührung aber, so Kant mit aller Festigkeit des Systemarchitekten, ist keine wirklich ästhetische Empfindung: *„Rührung, eine Empfindung, wo Annehmlichkeit nur vermittelst augenblicklicher Hemmung und darauf erfolgender stärkerer Ergießung der Lebenskraft gewirkt wird, gehört gar nicht zur Schönheit."* Rührung ist nämlich kein *„interesseloses Wohlgefallen"*, wie es zum ästhetischen Urteil im engeren Sinne zwingend erfordert wird; Rührung entsteht im Gegenteil erst durch unser Interesse am wohligen Mitempfinden. Wie Kant sehr hellsichtig analysiert, werden wir dabei zunächst eher gehemmt – das wollige Geschöpf appelliert zuerst an unsere eigene Zartheit und Sympathiefähigkeit, und dann dürfen wir unserer Lebenskraft freien Lauf lassen und uns zu energischen Beschützern aufschwingen. Daneben schätzen wir an derartigen rührend großäugigen und weichen Objekten vor allem ihre Niedlichkeit; aber auch hier urteilt der strenge Ästhetiker Schiller, dass das *„niedliche Genie unfehlbar in das Platte"* übergehe, sobald es sich an *„schwierigen und großen Objekten"* versuche. Es hat also seinen guten Sinn, dass Furbys phy-

sisch kaum über Handtaschengröße hinauskommen und ihnen auch tiefergehende moralische Erfahrungen versagt sind (wenn man nicht einen Batteriewechsel oder einen Reset als existentielle Bedrohung werten möchte).

Schiller hat zudem auch den Gemütszustand benannt, der unser Verhältnis zu den kleinen Kuschelmonstern am besten beschreibt: Es ist das Naive, das Unschuldig-Unverdorbene, das sie über das äußere Kindchenschema hinaus mit realen Kleinkindern teilen (zum Glück aber nicht die Notwendigkeit, die Windeln zu wechseln). Für Schiller sind Kinder jedoch nicht einfach deshalb rührend, weil sie schutzlos und abhängig sind: *„Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, geraten wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmut gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt“*. In dem solchermaßen idealisierten Kind sehen wir also das, was wir hätten werden können, was die Zukunft uns einmal versprochen hatte, und was wir ihr nicht halten konnten: *„Wir fühlen uns genötigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind“*. Hier aber sind wir damit auch an der Grenze dessen angelegt, was ein noch so farbenfroh daherplappernder Furby mit aller Kuscheligkeit und Großäugigkeit der Welt letztendlich leisten kann: Denn wenn wir feststellen, dass wir unserem Furby inzwischen mehr ähneln als unseren Kinderträumen, dann sollten wir wirklich überlegen, den Reset-Knopf für unser Leben zu drücken.

Quellen:

Furby ist ein Produkt von Hasbro; http://www.furby.de/de

Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-1791)

John Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (1690) (dt.: *Versuch über den menschlichen Verstand*)

Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft* (1790)

Friedrich Schiller: *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795/96)

PAUL DER KRAKE BEIM ORAKEL



Heute war wieder einer dieser Tage. Paul kannte das Spiel inzwischen schon: Statt seiner gewohnten Futterschachtel brachte sein Tierpfleger zwei beinahe gleich aussehende Boxen für ihn; nur dass sie auf der einen Seite jeweils verschiedene Farben hatten. Von oben sollten sie wohl genauso aussehen. Das taten sie sicherlich auch für alle die Vierfüßer da draußen, die sich mal wieder mit ihren leblos wirkenden Dreifüßen im Schlepptau vor der Scheibe drängten. Paul hatte eigentlich gar keinen Hunger. Er hatte auch keine Vorliebe für eine bestimmte Farbe; am liebsten hatte er es schön dunkel beim Essen, aber daran war heute offensichtlich mal wieder nicht zu denken. Natürlich waren die beiden Kisten noch nicht einmal gleich; der Deckel der einen hatte eine winzige Delle, das hatte sein feinfühligster Tentakel gleich herausgefunden. Arme Wesen da draußen, sie hatten so wenig Arme, dass sie eigens diese Dreifüßer mit herum schleppen mussten! Paul hatte immer noch keinen rechten Hunger, aber er hatte eine Idee. Heute würde er es ihnen zeigen! Mit aller Kraft stieß er die

schwärzeste Tintenwolke aus, die er nur produzieren konnte, dickschwarz, nachtschwarz, tintenfisch-pechschwarz. Sicherheitshalber färbte er auch seine eigene Oberfläche noch ein wenig tintenfarben. Dann öffnete er blitzschnell mit je zweien seiner Arme die beiden Deckel und stopfte mit den verbleibenden Tentakeln alle Muscheln in sich hinein. Als sich der dunkle Nebel aufgelöst hatte, war Paul schon verschwunden; er hatte sich in den kleinen runden, schwarzweiß-gescheckten Kopf aus Leder gezwängt, den sie vor einiger Zeit in sein Aquarium gelegt hatten (kein Innenskelett, wie Paul, aber nicht einen einzigen Arm!). Draußen gingen nach und nach die Lichter aus. Später hörte man in den Nachrichten, das Endspiel habe mit einem Unentschieden abgebrochen werden müssen; plötzlich eintretender dicker Nebel habe eine Verlängerung unmöglich gemacht. Paul schlief tief und traumlos. Er war ein Krake und hatte keine Zeit für ihre Spiele.

***

Der Krake ist das Antitier zum Menschen schlechthin, seine absolute Antithese, mit der es niemals eine Synthese geben kann, noch nicht einmal in Hollywood mit seiner Animations-Supermacht. Kein Säugetier: also ungeeignet für jegliche herzerweichende Mutter-Kind-Sentimentalität. Keine Skelett, schlimmer noch: nicht einmal ein Innenskelett – also formlos, ungebildet, kein Kindchenschema weit und breit. Statt dessen eine unübersichtliche Anzahl von Armen (eigentlich: acht, deshalb auch „Oktopus“), die noch dazu einen eigenen Willen haben, unabhängig vom Gehirn sind und reichlich ausgestattet mit hochtaktilen Saugnäpfen. Also: auch kein kuschelig-weiches Fell, nein: eine feuchte, schleimige, glibberige Oberfläche, die noch dazu blitzschnell Farbe und Konsistenz ändern kann (von wegen Identität!) Der Krake tarnt sich nämlich gern, und er versteckt sich auch sehr geschickt. Am liebsten hält er sich in seiner Krakenhöhle auf, dort vermehrt er sich, und zwar auch das auf eine für Menschen sehr bizarr

wirkende Art: Die Männchen wandeln ihren dritten Arm in ein Geschlechtsorgan um, und dieser überträgt die Spermien in die Mantelhöhle des Weibchens. Dabei kann der Geschlechtsarm sich sogar vom Kraken ablösen und ganz allein ein Weibchen suchen! (wiederum: nicht geeignet für sentimentale Liebesgeschichten!). Zudem ist nach der einmaligen Vermehrung das Leben des Kraken sowieso bald vorbei: Die Weibchen bewachen zwar noch pflichtbewusst ihre Eier, aber nach einigen Wochen sterben beide Eltern und lassen einen großen Haufen Krakenwaisen zurück. Nichts also mit „Happy ever after!"; die Lebenszeit der Krake (zwei bis vier Jahre) erlaubt höchstens einen Kurzfilm und ganz bestimmt keine Fortsetzungs-Erfolge.

Immerhin jedoch sind Kraken die intelligentesten aller Weichtiere. Ihre hoch entwickelten Linsenaugen sind dem menschlichen Auge vergleichbar; ihr Tastsinn in den mit unzähligen Nerven und Ganglien durchzogenen Tentakeln unerreicht. Sie können lernen, einfache mechanische Aufgaben zu lösen (wie das Öffnen einer Flasche) und übertreffen angeblich die meisten Säugetierarten bei Irrgarten-Problemen. Klugheit allein macht jedoch selten sympathisch, weshalb die Kraken weiterhin unter ihrem maximal menschen-unähnlichen Aussehen zu leiden haben. Ungerechterweise gelten sie sogar als die Seeungeheuer schlechthin. So wird in Jules Vernes *20.000 Meilen unter dem Meer* ein blutiges Gemetzel zwischen Mensch und Krake beschrieben. Die Beschreibung im Roman geht auf Berichte von Seeleuten zurück, die angeblich von Kraken angegriffen worden waren, wie das Segelschiff „Alceton", das 1861 einen Kraken mit Kanonen beschossen und dabei immerhin ein Stück eines Tentakels erbeutet hatte. Auge in Auge mit dem Kraken überfällt nun auch Kapitän Nemo ein geradezu archetypisches Grauen: *„Ich sah genau hin und konnte mich eines Ekelgefühls nicht erwehren. Vor dem Fenster bewegte sich ein schreckliches Monster, das seinen Platz in den Schauermärchen wohl verdiente, eine Krake von kolossalen*

Ausmaßen, die auf die Nautilus zukam. In den riesenhaften graugrünen Augen saß ein starrer Blick. Der Kopf-Leib, an dem die Fangarme saßen, maß acht Meter in der Länge, und die Glieder waren doppelt so lang, ein jeder Arm mit 200 schröpfkopfartigen Saugnäpfen bedeckt. Die ersten klebten bereits von außen an der Fensterscheibe fest. Der hörnerne Schnabel öffnete und schloss sich wie eine Blechschere – eine Molluske mit Vogelschnabel, das war schon ein phantastisches Tier. Die Fleischmasse des Leibes war bestimmt 20.000 Kilo schwer, ein gedunsener Leib, dessen Farbe fortwährend wechselte, von einem schwarzbläulichen Grau bis zu braunroten Tönen". Und auch in Victor Hugos Roman *Die Arbeiter des Meeres* wird ein Schiffbrüchiger auf seiner Insel mit einem Kraken konfrontiert und gerät in Panik: „*Etwas Wabbliges, das einen Willen hat, was könnte entsetzlicher sein! Von Haß durchdrungener Schleim*". Klarer kann man eine menschliche Projektion wohl nicht zum Ausdruck bringen: Was (äußerlich) wabbelt, mag (innerlich) zwar einen Willen haben, aber keinesfalls einen guten.

Berichte von ungeheuer riesigen vielarmigen Seeungeheuern bilden schon seit dem Mittelalter den Stoff von Seefahrer-Legenden. Besonders seefahrende Bischöfe berichteten in frühchristlicher Zeit immer wieder von Überfällen, bei denen sie nur durch ein Wunder gerettet werden konnten (die Vermutung liegt nahe, dass hier vielleicht doch eher das Wunder die Mutter des Gedankens war). Wahrscheinlich handelte es sich bei den meisten solcher, realen oder fiktiv angereicherten, Sichtungen aber gar nicht um die achtarmige Krake im eigentlich Sinn, sondern um Riesenkalmare: Kopffüßler mit zehn Armen, die noch viel größer werden als der achtarmige Tintenfisch und in der Tiefsee dort leben, wo sie am allertiefsten ist. Erst die neueste Meeresforschung konnte mit Hilfe von Forschungs-U-Booten den Beweis erbringen, dass es sie wirklich gibt.

Dass es Kraken gibt, ist hingegen schon lang belegt; sowohl Plinius als auch Aristoteles haben sie in ihren Naturgeschichten recht genau beschrieben. In der An-

tike hatten sie aber noch nicht den schlechten Ruf, den ihnen spätere Zeiten angehängt haben; gemeinhin galten sie als Symbol der Liebe, man schätzte ihre Geschicklichkeit und verwendete ihre wandlungsfähige Gestalt gern als Ornament auf Vasen oder Münzen. Aber gleichzeitig gab es natürlich bereits weitverbreitete Geschichten von unheimlichen Seeungeheuern, die mehr oder weniger krakenähnlich sind. Jules Verne hatte den Kampf der Nautilus mit dem Kraken bereits mit dem Kampf des Odysseus gegen die Hydra verglichen, den Homer in seinem Epos beschreibt. Die Hydra hatte allerdings anstelle von vielen Armen viele Köpfe (was sie für Menschen auch nicht sympathischer gemacht hat); zudem wuchsen ihr für jeden Kopf, den der Held ihr abschlägt, zwei neue nach (was ein wenig an die Regenerationsfähigkeit des Polypen erinnert, aber dazu später). Sie lebte in den Sümpfen von Lerna, aus denen sie aber manchmal Landausflüge unternahm, um Viehherden zu reißen. Erst der Held Herakles konnte ihr den Garaus machen, aber nur mithilfe eines Unterstützers, der die jeweils enthaupteten Hälse mit einer Fackel ausbrannte, so dass keine neuen mehr nachwachsen konnten. Auch diese Krakengeschichte ist also nichts für zartbesaitete Gemüter (was im Übrigen generell für Homers Epen gilt, die man heute recht passend unter der Kategorie „Männerliteratur“ fassen könnte).

Einige Ähnlichkeiten weist der Krake auch mit dem antiken Meeresungeheuer Skylla auf, das die Meerenge von Messina bewachte. Skylla hatte den Oberkörper einer schönen jungen Frau und einen aus sechs Hunden bestehenden Unterleib (war also, im weiteren Sinne, vielarmig). Die hälftige Verunstaltung verdankte sie der eifersüchtigen Zauberin Circe, und der Held Odysseus musste ihr sechs seiner besten Männer für die Durchfahrt opfern. Ein wenig vom legendären Riesen-Seeungeheuer lebt schließlich bis heute in jeder Nessie, die seit ihrer ersten Sichtung im Jahr 565 (bezeichnenderweise wieder von einem Mann der Kirche) mit schöner Regel-

mäßigkeit in ihrem schottischen Loch wie den Sommerlöchern der Zeitungen Wellen schlägt, ohne dass jedoch bisher nur ein einziges Stück Tentakel oder was auch immer dingfest gemacht werden konnte; Nessie bleibt ein Fall für die Kryptozoologie.

Für die Philosophie war die Krake bisher erstaunlich wenig ergiebig. Immerhin wies der sehr tierkundige Skeptiker Montaigne darauf hin, dass Menschen sogar von dem Kraken etwas lernen können: *„Der Chamäleon nimmt die Farbe des Ortes an, an dem er sich befindet: der Polype hingegen gibt sich selbst eine Farbe, wie es ihm gefällt, und wie es die Gelegenheit mit sich bringet; nachdem er sich entweder vor einem Feinde verbergen, oder einen Raub erhaschen will. Der Chamäleon verhält sich bei dieser Veränderung leidend; der Polype hingegen tätig. Wir verändern ebenfalls gewissermassen die Farbe bei dem Schrecken, bei dem Zorn, bei der Schaam, und bei andern Leidenschaften: welche machen, daß wir uns im Gesichte verfärben. Allein, wir verhalten uns, ebenfalls wie die Chamäleons, nur leidend dabei. Die Gelbsucht kann uns gelb machen: allein dieses kommt nicht auf unsern Willen an. Diese Handlungen nun, die wir an den Tieren wahrnehmen, und die größer sind, als das, was wir bewerkstelligen können, zeigen uns, daß sie eine gewisse vortrefflichere Kraft besitzen, die uns verborgen ist: gleichwie es überhaupt wahrscheinlich ist, daß sie noch viele andere Eigenschaften und Kräfte bei ihnen finden, von denen wir gar keine Kenntnis haben“.* Der Krake firmiert hier als „Polyp“, er ist es aber wirklich, denn nur der Krake kann seine Farbe ändern. Von ihm in dieser Hinsicht gelernt haben allerdings bis heute nur militärische Tarntechniken – aber für diese menschliche Fixierung auf die Tötung seiner Artgenossen mit Hilfe künstlicher Feuerarme kann wiederum der arme Krake nichts (auch wenn man zugeben muss, dass er selbst dann und wann einen kleineren Artgenossen frisst).

Eine gewisse Karriere in der Philosophie hat aber immerhin der schon erwähnte „Polyp“ im eigentlichen Sinne gemacht, ein einfaches Nesseltier mit einem hoh-

len Körper und daran sternförmig angeordneten Tentakeln. Dieser Polyp verfügt über eine im Tierreich ziemlich singuläre Regenerationsfähigkeit: Aus einem abgeschnittenen Teil kann sich ein neues Tier entwickeln. Er funktioniert also so ähnlich wie ein Ableger – weshalb er für Johann Gottfried Herder ein Beispiel für das lang gesuchte, fehlende Bindeglied zwischen Pflanzen- und Tierwelt ist: *„Der Polyp ist kein Magazin von Keimen, die in ihm, etwa für das grausame Messer des Philosophen, präformiert lägen, sondern wie die Pflanze selbst organisches Leben war, ist auch er organisches Leben. Er schießt Abschößlinge wie sie, und das Messer des Zergliederers kann diese Kräfte nur wecken, nur reizen. Wie ein gereizter oder zerschnittener Muskel mehr Kraft äußert, so äußert ein gequälter Polyp alles, was er kann, um sich zu erstatten und zu ergänzen. Er treibt Glieder, solange seine Kraft es vermag und das Werkzeug der Kunst seine Natur nur nicht ganz zerstörte."* Das hat den Polypen seit dem 18. Jahrhundert zu einem umso beliebteren Versuchstier in Fragen Regenerationstechnik gemacht - die heute zweifellos ebenso vor allem zu militärischen Zwecken durchgeführt werden würden, und nicht um der reinen Wissenschaft willen oder gar um des philosophischen Nachweises eines allgemeinen stufenlosen Zusammenhangs alles Existierenden, von den unbelebten Steinen über alle Arten von vielarmigen und –beinigen Polypen bis hin zum Menschen als vermeintlicher Krone der Schöpfung (oder, bei etwas mehr spekulativer Phantasie, als Vorstufe zum Engel – immerhin, die Flügel mitgezählt, eine Art Sechsfüßer).

Sowohl Kraken als auch Polypen müssen bis heute jedoch vor allem dann als Vergleich herhalten, wenn etwas vielarmig, unübersichtlich und deshalb bedrohlich ist. Totalitäre Staaten im Allgemeinen oder Geheimdienste im Speziellen werden deshalb gern als „Kraken" bezeichnet; sie umschlingen ihre Opfer von allen Seiten und saugen sie aus, bis nichts mehr von ihnen übrig ist außer einer leeren Hülle. Außerdem haben einige Vertreter der neueren Gegenwartsphilosophie den Kraken,

gerade wegen seiner scheinbaren Gegensätzlichkeit zum Menschlichen und seiner bisherigen Unpopularität, als zeitgemäßes Symboltier der vielarmig wuchernden Postmoderne entdeckt. So ist für Roger Caillois in seiner *Logik der Imagination* der Krake als Kopffüßer der Inbegriff nicht nur des Intellektuellen, sondern gar der Inquisition – die zweifellos ein menschengemachtes Monster ist: *„Sein kapuzenförmiger Kopf und die riesigen Augen erinnern an die als sadistisch verschrienen, in Kutten gehüllten Folterer einer geheimnisumwitterten Inquisition. Der Krake, dieses Hirntier, um nicht zu sagen, dieser Intellektuelle, beobachtet immerzu, während er agiert"*. Und der Medienphilosoph Vilem Flusser hat in seinem Buch *Vampyroteuthis infernalis* speziell den Vampirtintenfisch zu philosophischen Ehren erhoben. Es handelt sich dabei um eine seltene Spezies, eine Übergangsform von den zehnfüßigen (wie dem Riesenkalmar) zu den achtfüßigen Kopffüßlern (wie der Riesenkrake); die zwischen seinen Tentakeln ausgespannten Häute, die an den Umhang eines Vampirs erinnern, haben ihn dem Namen des höllisches Vampirtintenfisches eingebracht. Mit dem Menschen teilt er laut Flusser vor allem eines: Beide sind *„Holzwege des Lebens"*, evolutionäre Sackgassen also: *„Wir sind beide aus dem Lebensbereich Vertriebene: Er in den Abgrund, wir auf die Oberfläche der Kontinente. Unsere ursprüngliche Heimat, nämlich den Strand, haben wir beide verloren. Wir leben beide in Grenzsituationen. Wir ‚Eksistieren' beide. Aus zwei ausgesetzte und bedrohliche Scheinfüßchen des Lebens sind wir beide gezwungen zu denken. Er als gefräßiger Bauch, wir als etwas anderes.* Gerade als Antitier schlechthin also hat uns der Vampirtintenfisch etwas zu sagen: *„Da wir also beide unsere biologische Bedingungen von entgegengesetzten Seiten aus verneinen, widersprechen wir einander. Und gerade darin liegt unsere Entsprechung. Wir finden einander als Spiegel in dem von uns Verneinten"*. Das Grauen, das Kapitän Nemo und Victor Hugos Schiffbrüchigen ebenso wie Odysseus und Herakles und die seefahrenden Bischöfe überfiel, war

nach dieser Lesart ein Grauen vor sich selbst, vor der Krake in uns, dem vielarmigen und ewig beobachtenden Inquisitor, der in unser aller tiefsten Tiefe unförmig lauert; wohingegen den Kraken, der Argumentationslogik zufolge, spiegelbildlich vor den Menschen gegraust haben müsste (wie die meisten Tiere, die irgendwie essbar sind, selbst wenn sie zähe Saugnäpfe haben, hatte er dafür zweifellos allen Grund).

Aber wenigstens ein einziger Tintenfisch hat es, all dieser schlechten Vorzeichen und unheimlichen Urahnen zum Trotz, geschafft, uns ans Herz zu wachsen: Der *Tintenfisch Paul Oktopus* (so genannt nach dem gleichnamigen Gedicht von Boy Lornsen), in den Massenmedien bekannter als „Paul die Krake“, begleitete die deutschen Fußballfans während der Fußball-Europameisterschaft 2008 und der Weltmeisterschaft 2010, dem deutschen „Sommermärchen“. Er sagte bei insgesamt vierzehn Befragungen über den Ausgang der Spiele achtmal hintereinander korrekt den Sieger voraus, darunter auch die fünf deutschen Siege und die zwei deutschen Niederlagen, indem er jeweils die Futterbox mit der Sieger-Nationalflagge auswählte. Durch seine prophetischen Fähigkeiten, die jeglicher Wahrscheinlichkeitstheorie Hohn sprachen, wurde Paul über sein Aquarium im wenig bekannten *Sea Life Centre* Oberhausen hinaus weltberühmt; die internationalen Medien liebten ihn, die Tierschützer sorgten sich um seine Zukunft, und in Asien stieg der Konsum von Kopffüßern und Kranken in ungeahnte Höhe (siehe oben; sogar wenn wir die Tiere mögen, fressen wir sie!). Das Tierorakel hat im Übrigen eine lange kulturgeschichtliche Tradition in allen Weltgegenden, aber seit Paul sprießen auch in den vermeintlich aufgeklärtesten Weltteilen die Orakeltiere nur so aus den Zoohallen: Schabrackentapire, Zwergotter und Orang-Utans, Kaninchen und Elefanten wurden und werden befragt, wo immer es etwas zu gewinnen und verlieren gibt (aber immerhin nicht mehr, wie in älteren Kulturen, zu Fragen der Politik,

dafür haben wir die Meinungsforschung). Keiner aber hat bisher eine vergleichbare Erfolgsquote wie Paul der Krake vorzuweisen.

Paul jedoch starb bereits am 26. Oktober 2010 seinen friedlichen Krakentod in Oberhausen; ein Denkmal dort zeigt ihn auf einem Fußball thronend. Wahrscheinlich hat es doch mit seinen vielen Armen zu tun; und wer drei Herzen hat und neun Gehirne und mit jedem einzelnen seiner tausenden von Saugnäpfen fühlt, dem muss es ja ein Leichtes sein, den Ausgang eines einfachen Spiels mit 22 zweifüßigen, nur über je ein Herz und Gehirn verfügenden Spielern und einem einzigen (gehirn- wie armlosen) Ball korrekt vorherzusagen!

Quellen:

Jules Verne: *Vingt mille lieues sous les mer* (1869-70) (dt.: *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*)

Victor Hugo: *Les travailleurs de la mer* (1866) (dt.: *Die Arbeiter des Meeres*)

Michel de Montaigne*: Essais* (1580)

Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie zur Geschichte der Menschheit* (1784-1791)

Roger Caillois: *La Pieuvre: essai sur la logique de l'imaginaire* (1973) (dt.: *Der Krake: Versuch über die Logik des Imaginativen*)

Vilem Flusser*: Vampyroteuthis Infernalis* (1993)

Nachwort

Tiere sind unsere ältesten und nächsten Verwandten. Und wie das mit Verwandten so ist: Wir schätzen nicht alle von ihnen, wir schätzen sie nicht immer und nicht unter allen Umständen. Einige unserer tierischen Verwandten dürfen uns sehr nahe kommen; sie essen mit uns, schlafen mit uns, begleiten uns auf unseren Wegen. Deshalb nennen wir sie „Haustiere": Sie teilen unseren ganz persönlichen Lebensraum. Andere tragen unsere Lasten, pflügen unsere Felder, wärmen uns mit ihrem Fell, teilen mit uns (nicht ganz freiwillig) die Versorgung ihres Nachwuchses, opfern uns (ganz und gar nicht freiwillig) ihr Leben. Wir haben sie nicht ins Haus gelassen, sondern ehemals in den Stall, heute in die industriellen Hallen der Massentierhaltung verbannt, und am Ende kommen sie in den Schlachthof. Deshalb nennen wir sie Nutztiere: Wir benutzen sie so lange, bis sie keinen Nutzen mehr für uns haben. Wieder andere unterhalten uns mit ihren tierischen Talenten, machen für uns Kunststücke, ermöglichen uns sportliche Hochleistungen: Zirkustiere, Dressurtiere, Sporttiere, Zootiere. Einige wenige haben wir zu Kapitalanlagen gemacht, die wie seltene Rohstoffe oder Kunstwerke verkauft und gehandelt werden: Zuchttiere. Andere bevölkern die Labore und geben ihre Leben für Medikamente, Kosmetika oder die menschliche Neugier im Allgemeinen: Versuchstiere. Der nutzlose Rest hat Glück gehabt – oder auch nicht, vielleicht haben wir ihn auch schon versehentlich ausgerottet, weil wir seinen Lebensraum für etwas Anderes brauchten (wahrscheinlich zum Geldverdienen). Der Mensch, das Erfolgsmodell der Evolution, die am weitesten verbreitete Spezies auf diesem Erdboden, der Allesfresser und Alleskönner, hat sich die Tierwelt wahrhaft untertan gemacht!

Der Mensch konnte das tun, weil er dasjenige Tier ist, das Sprache hat und deshalb über sich selbst und über

andere reflektieren kann; weil er dasjenige Tier ist, das im Lauf seiner Zivilisation Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Seit der Antike sind Tiere deshalb auch ein Gegenstand eigener wissenschaftlicher Disziplinen, die sich ihrer Beobachtung und Klassifikation verschrieben haben. Ihrer richtigen Haltung, Pflege und Vermehrung widmet sich seither ein unübersehbares akademisches Schrifttum und eine immer noch wachsende Sachbuchliteratur. Sogar für die Philosophie – eigentlich eine Menschenwissenschaft – ist das Tier unersetzlich: Der Mensch ist von den berühmtesten Philosophen jahrhundertelang gerade durch das definiert worden, was nicht Tier ist an ihm – sein Geist, seine Religion, seine unsterbliche Seele und andere Unbeweisbarkeiten. Und auch die wenigen Philosophen, die sich intensiver mit dem Tier selbst beschäftigten und dabei die zoologischen Erkenntnisse ihrer Zeit zur Kenntnis nahmen, schätzten an den Tieren genau das, was sie mit den Menschen verband: ihr menschenähnliches Sozialverhalten, ihre sprachähnlichen Kommunikationsmittel, ihre reflexionsähnlichen und instinktiven Fähigkeiten zur Orientierung in der Welt.

Die Literatur schließlich nutzte die Tiere vor allem als unendliches Projektionsfeld: All das, was man über den Menschen gern sagen würde, aber aus unterschiedlichen Gründen gerade nicht sagen durfte oder wollte, konnte man auf die Tiere übertragen – davon zehrt das jahrhundertealte Erfolgsmodell der Tierfabel in ihren verschiedenen Abarten bis heute. Daneben konnten einzelne Tiere natürlich auch, individuumsähnlich, dem Menschen zur Seite gestellt werden, als treuer Gefährte in Kampf und Not, oder aber ihm bedrohlich gegenüber treten, als Monster, als ganz und gar menschenunähnliche Bestie. Bis heute werden so auch in der Kunst die Tiere untertan gemacht: Von ihren Geschichten lebte der Mythos und das Märchen, von ihrer künstlerischen Darstellung zehrten Genrebilder und Stillleben. Von dort sind sie in die Fantasy- und Abenteuerliteratur, in die

Kinderbücher und die Comics, und mit den modernen Massenmedien in den Trickfilm, die Naturdokumentation und den Animationsfilm gewandert, in dem jedes Tier endlich zu einem vollwertigen Menschen gemacht werden kann. In der immer stärker virtuellen Welterfahrung zukünftiger Menschengenerationen werden Tiere wahrscheinlich schon in naher Zukunft nur noch auf diese Weise wirklich präsent sein: Das Ende des Streichelzoos steht unmittelbar bevor.

Was wäre jedoch, wenn die Tiere auf uns schauen könnten, auf ihre nächsten und doch so fernen Verwandten in der Kernfamilie der Evolution? Natürlich werden wir das nie wissen, sondern können auch hier nur „vermenschlichen“ und projizieren; und natürlich gibt es noch viel weniger als „die“ Menschen „die“ Tiere. Aber zumindest ein Gedankenexperiment kann man wagen, indem man die Perspektive einmal umkehrt und schaut, wie sich die Dinge aus der anderen Richtung darstellen. Wahrscheinlich würden die Tiere uns zunächst, genau wie wir sie, im Blick auf unseren Nutzen betrachten. Einige Tiere sind Kulturfolger und haben schon lange demonstriert, dass sie die Nähe zum Menschen durchaus für ihre eigenen Zwecke ausbeuten können; und nicht nur Katzenbesitzer fragen sich dann und wann, wer hier eigentlich wen domestiziert hat. Ganz sicher aber sind wir für die meisten Tiere eine Bedrohung: Wir jagen sie, wir fangen sie, wir sperren sie ein; wir opfern sie, wir schlachten sie, wir essen sie; wir töten sie gezielt aus reiner Lust am Töten, oder rotten sie, ganz nebenher und mehrere Arten an jedem einzelnen Tag, einfach aus. Menschen sind für Tiere ein Problem, nicht die evolutionäre Lösung.

Zudem haben wir einige Angewohnheiten, die den meisten Tieren entschieden merkwürdig vorkommen müssten: Verleugnen wir doch unsere Tierhaftigkeit, die wir doch niemals loswerden können, wo immer wir können. Wir tragen Kleider, um unsere natürliche Haut zu verdecken; wir entfernen unser Fell, regelmäßig und

großflächig, oder scheren es; wir verleugnen unseren Körpergeruch und überdecken ihn durch künstliche Düfte. Wir essen und trinken nicht, wenn wir Hunger und Durst haben, sondern wenn es die Uhr und die Diät empfehlen. Wir vermehren uns nicht in regelmäßigen Zyklen und möglichst viel, um das Überleben unserer Art zu garantieren, sondern kontrolliert oder gar nicht. Wir legen unsere Wohnräume dort an, wo die Natur sie zerstören kann, verlassen sie mutwillig oder zerstören gar unsere biologische Umwelt so sehr, dass an einigen Orten überhaupt kein Leben mehr möglich ist. Und wir töten nicht nur die uns unterlegenen Glieder der Nahrungskette, sondern eigentlich alle anderen lebenden Wesen, ja sogar unsere Artgenossen: nicht aus unmittelbarer Not, sondern mit aufwändigen technischen Mitteln, großflächig und massenhaft. Das macht uns mindestens ebenso singulär wie unsere Sprache oder unser – was immer das aus Tierperspektive sein mag – „Geist“: Der Mensch ist das Tier, das seine Artgenossen gezielt meuchelt, seit Kain und Abel und millionenfach bis heute.

Der Mensch ist jedoch auch dasjenige Tier, das die Kunst erfunden hat und wenigstens mit und in ihr viele Tiere, die geliebt und geehrt werden. Könnten Tiere Kunst haben, und wie würde sie aussehen? Zweifellos verfügen sie über erstaunliche Formen von handwerklicher Geschicklichkeit, was die nur in der überheblichen Moderne unterschätzte Grundlage aller Kunst ist. Als Architekten sind viele Arten zweifellos hochbegabt, und ihre Höhlen, Nester, Waben und sonstigen Baukunstwerke haben auch für den menschlichen Betrachter nicht nur Funktionalität, sondern dann und wann wahre Schönheit. Viele Tiere legen zudem Wert auf Schönheit. Nicht nur wir halten den Pfau mit seinem schillernden Rad für eine Augenweide, sondern ebenso das unscheinbare Pfauenweibchen; und der Gesang einiger Vögel ist nur ein Beispiel für musikalische Glanzleistungen (aber erst langsam beginnen unvoreingenommene

Kunsttheorien darüber nachzudenken, ob nicht auch menschliche Kunst und menschliches Schönheitsempfinden doch sehr handfeste biologische Wurzeln haben). Eine offensichtliche Grenze bildet jedoch wiederum die Sprachfähigkeit: Selbst wenn man, einem bekannten Diktum nach, noch so viele tausend Affen auf noch so vielen tausend Computer-Tastaturen herumhämmern ließe, bekäme man immer noch kein Shakespeare-Sonett (das Gleiche gilt im Übrigen jedoch, wenn man die Affen durch Menschen ersetzt).

Die Tiere können also, leider, keine Geschichten erzählen – obwohl sie zweifellos viel zu erzählen hätten. Die Pinguine und die Zugvögel würden vielleicht klassische Epen ihrer großen Wanderungen dichten; die Tiefseefische dunkle Fantasy aus einem anderen Universum. Trauernde Elefanten sängen Elegien von getötete Artgenossen, Turteltauben das Hohelied von der ehelichen Treue, die Gottesanbeterin vom Opfertod des wahrhaft Liebenden. Eintagsfliegen verfassten Kürzestgeschichten, Schnecken und Schildkröten priesen in langen sich windenden Versen die Muße. Kleine Fische erzählten launige Pikaro-Romane vom Leben am unteren Ende der Futterkette; Raubkatzen schwärmten in opulent ausgestatteten Trivialromanen vom großen Fressen am oberen Ende. Von den Dinosauriern wäre eine monumentale Tragödie überliefert: Die Letzten ihrer Art; von den Einzellern ein experimenteller Einzeiler: Die Ersten ihrer Art. Kängurus und Gazellen erfänden neue Versfüße mit großen Sprüngen, Fische den blubbernden Nachtgesang, und ewig grüßte das Murmeltier (mit Fortsetzungen). Der Mensch käme dann und wann vor als der große Böse, als der Erzfeind schlechthin; vielleicht aber auch manchmal als der freundliche Gefährte: Ich und mein Mensch, ein tierischer Erziehungsroman. Ja, vielleicht gäbe es sogar – Menschenfabeln?

***

HOMO SAPIENS IM STREICHELZOO

Die Häuser standen in einem sehr großen Gehege, mit einem tiefen Wassergraben drum herum. Früher hatte es manchmal Ausbruchsversuche gegeben, aber seitdem man den Menschen Fernsehgeräte und Computerspiele gegeben hatte, war das nicht mehr vorgekommen: Nun blieben sie zufrieden in ihren Häuschen und kamen brav zur täglichen Fütterung mit ihrer Allesfresserspezialkost hervor. Die tierischen Besucher durften ihnen – sofern ihnen das anatomisch möglich war – kleine Naschereien zuwerfen, Multivitaminchips oder dann und wann ein Täfelchen Schokolade, das die Menschen besonders glücklich machte (man munkelte, dass darin entweder ruhigstellende oder berauschende Substanzen enthalten seien). Im Streichelzoo durfte man sogar, unter Aufsicht natürlich, ausgesuchten jungen Menschenexemplaren das Händchen geben. Sie fühlten sich seltsam an, die zartgliedrigen, unbehaarten kleinen Extremitäten; zögerlich kam ab und zu ein Händedruck zustande, und die kleinen Menschenkinder brabbelten etwas in ihrer unverständlichen Lautsprache (die Tiere verkehrten seit langem schon nur noch direkt über Gedankenübertragung, das verhinderte die bei den Menschen so verbreiteten Missverständnisse). Viele der Tiere, die den Menschenzoo besuchten, kannten keine Menschen mehr; seit den Animal Wars waren sie praktisch ausgestorben, und ihr Überleben konnte nur durch sorgfältige Zuchtprogramme sichergestellt werden. Der Zooführer erläuterte den Besuchern deshalb kurz ihre Geschichte. Er sagte: Einst hatten die Menschen die ganze Erde beherrscht, alle Tiere waren ihnen untertan und sie konnten das Unmögliche vollbringen. Aber irgendwann ging etwas schief mit ihrer Evolution. Alle Arbeit wurde von Robotern gemacht, künstlichen Menschengeschöpfen; die Menschen blieben immer mehr in ihren Häusern, sie trafen sich nicht mehr und sprachen nur noch über kleine künstliche Kästen miteinander. Das war wahrscheinlich auch, so vermuten unsere Wissenschaftler heute, die Ursache dafür, dass sie sich nicht mehr richtig vermehren wollten. Als die Menschen

schließlich alle ihre natürlichen Fähigkeiten verloren hatten, weil sie sie nicht mehr benutzten, haben die Tiere die Macht übernommen; die Affen führten die Revolution an, und es gab lange, blutige Kriege. Am Ende jedoch hatten die Tiere gesiegt, und ein neues Zeitalter der Tiere auf der Erde. Aber das, so sagte der Führer, wisst ihr ja selbst. Was ihr euch von den Menschen merken müsst, ist dieses: Sie waren ein stolzes Geschlecht, die besten aller Tiere; und sie waren ein elendes Geschlecht, die schlimmsten aller Tiere. Aber wir können sie nicht verstehen, niemals. Wir können nur Geschichten von ihnen erzählen. Hört gut zu!